1,60 DM / Band 232
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Sieben Siegel der Magie

Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2.- / Schweden kr 5.- i.m. / Spanien P 80



Sieben Siegel der Magie

John Sinclair Nr. 232

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 14.12.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Sieben Siegel der Magie

Es gab ein Buch, von dem niemand genau wusste, wer es geschrieben hatte. Unheimliches rankte sich um diese uralte Schrift, die so viele Jahrhunderte überdauert hatte. Das Buch war gefährlich. Sieben Siegel barg es. Sechs davon erzählten von der Macht des Teufels, von der Höllenkraft. Doch ein Siegel berichtete vom Gegenteil.

Von der Kraft des Lichts, der hellen, strahlenden Erleuchtung, von uralten Geheimnissen, die in einem Gegenstand konzentriert und gebannt waren. In John Sinclairs Kreuz!

Suko stand vor mir, streckte den Arm aus und spreizte die Finger. »Es ist Wahnsinn, was du da vorhast, John. Verrückt, irre, lebensgefährlich. Du fährst in dein Verderben.«

Ich rutschte von der Schreibtischkante. »Und?«

Dieses eine Wort irritierte meinen Freund. »Wieso und?«

»Noch mehr?«

»Reicht dir das nicht?«

»Nein.«

»Verdammt noch mal. Lupina ist tot. Sie kann dich nicht angerufen haben, das gibt es nicht. Wir selbst haben mitbekommen, wie Lady X ihr eine Garbe aus geweihten Silberkugeln in den Rücken geschossen hat. Voll rein, mein Lieber, da machst du gar nichts.«

Ich nickte. »Ja, gesehen haben wir das. Und sogar einen Leichnam, aber trotzdem bin ich skeptisch.«

»Dann kann ich dir auch nicht helfen.«

Ich streifte meine Jacke über. »Du bist nur sauer, weil ich allein fahre. Aber es wurde ausdrücklich nur nach mir verlangt. Zudem bin ich nach dem Ende unseres Spezis Dr. Tod verdammt misstrauisch gewesen. Da hat man uns auch seine Leiche untergejubelt – und was war hinterher? Da hatten wir Solo Morasso in vierfacher Ausfertigung.«

»Das ist doch nicht mit Lupina zu vergleichen.«

Ich zeigte zum Fenster. »Der Mordliga und allem, was damit zusammenhängt, traue ich nicht bis zur Scheibe.«

»Du musst es wissen. Ich bin ja nicht lebensmüde«, erwiderte mein Freund ergeben.

»Suko, ich sage dir, da ist etwas im Busch. Ob du es glaubst oder nicht, aber ich habe da meine Gefühle.«

»Darauf pfeife ich.«

»Sind ja auch nicht deine«, grinste ich.

Suko war sauer. »Ach, hau doch ab. Sag mir nur, wohin ich den Kranz schicken soll.«

»Die Mühe kannst du dir sparen. Ich komme nämlich zurück.«

»Als Zombie, wie?«

»Wenn alle Stricke reißen, auch das.« Grüßend hob ich die Hand. »See you, Alter.«

An diese Unterhaltung musste ich denken, als ich mich auf der Fahrt zu dem vereinbarten Treffpunkt befand. Er lag außerhalb Londons in einer ziemlich einsamen Gegend. Dazu noch an einem Kreuzweg, und der Kreuzweg hatte ja schon immer in der Geschichte des Horrors eine große Rolle gespielt.

Ich sollte tatsächlich Lupina treffen. Eigentlich ein Unding, denn sie war ja tot. Alles roch nach einer Falle, die man mir stellen wollte, und doch fuhr ich hin.

Lebensmüde war ich nicht, auch nicht davon besessen, zu sterben, aber ich wollte Klarheit. Mein Job verlangte es. Es war eine ungewöhnliche Arbeit, sie fiel aus dem Rahmen, und vielleicht deshalb ging ich auf solche Dinge ein, wie man sie mir telefonisch angetragen hatte.

Hinzu kam noch etwas. Ich konnte mich wehren, denn meine Waffen waren auch von den Schwarzblütlern gefürchtet. Das fing bei der mit geweihten Silberkugeln geladenen Beretta an, führte über den Dolch sowie den Bumerang und endete bei meiner stärksten Waffe, dem geheimnisvollen Kreuz, dessen Rätsel ich noch immer nicht gelöst hatte.

Es gab da zwar einige Spuren und Hinweise, sie alle führten aber in eine diffuse Vergangenheit und endeten bei einer frühchristlichen Glaubensgemeinschaft, den Makkabäern, die sich auch Söhne des Lichts genannt hatten.

Ich verscheuchte die Gedanken wieder und achtete mehr auf den Weg.

Mittlerweile hatten wir September, der erste herbstliche Monat, und man merkte abends bereits die Kühle. Erste Nebelschwaden drehten ihre Kreise, besonders dicht wurden sie in Nähe der Flüsse oder kleinen Bäche.

Wie gelbe Glotzaugen wirkten die Scheinwerfer des Bentley. Die langen Lichtlanzen legten einen hellen Teppich auf die schmale Straße, die ich weiter bis zu der großen Kurve fahren musste. Danach durchquerte ich eine kleine Ortschaft und musste schließlich vor der alten Steinbrücke nach links abbiegen.

Diesen Weg hatte ich mir nicht auf der Karte herausgesucht, der unbekannte Anrufer hatte ihn mir erklärt.

War es wirklich Lupina gewesen? Die Stimme hatte weiblich geklungen, aber man konnte so etwas auch imitieren. Öfter als gewöhnlich glitt mein Blick in den Rückspiegel. Ich traute dem Frieden nicht. Suko hatte sich zu sehr aufgeregt, als ich gefahren war, und wahrscheinlich hatte er sich auf seine Harley geschwungen und war mir nachgekommen.

Nichts deutete darauf hin, dass ich verfolgt wurde. Es herrschte kaum Verkehr, denn wer in London arbeitete und außerhalb wohnte, war längst in den Häusern und Wohnungen.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Meiner Schätzung nach hatte ich noch gute vier Meilen zu fahren, um ans Ziel zu gelangen. Die Gegend war ziemlich einsam, bis rechts der Straße plötzlich helle Punkte auftauchten, die eine geometrische Kulisse bildeten und die Front mehrerer Hochhäuser nachzeichneten. Die Lichter brannten in den Wohnungen, und die Häuser gehörten zu den außerhalb der Riesenstädte liegenden Trabantenwohnorten.

Wenig später hatte ich die Front passiert. Wie eine gewaltige Raubkatze mit hellen Augen tauchte der Bentley in den Wald ein. Sein Licht erhellte die schmaler gewordene Fahrbahn, die sich in drei Kurven durch das Stück Natur wand.

Hinter dem Wald begann der Ort. Sofort wurde es heller. Die Straße teilte das Dorf, an dessen Rand ich ebenfalls die modernen, hohen Häuser sah.

Auf der Straße trieben sich kaum Menschen herum. Die älteren befanden sich in den Wohnungen und Häusern, nur einige junge Leute lehnten an den Fensterfronten der Kneipen und der beiden Discos, deren farbige Leuchtreklame in dieser Gegend futuristisch anmutete.

Am Ortsende umfing mich wieder die Stille. Ich hatte die Zigarette längst ausgedrückt und suchte die Brücke. Das Fernlicht half mir dabei.

Gleißend hell wurde es. Die alte Steinbrücke befand sich nicht weit entfernt. Vor ihr verengte sich die Straße. Nur jeweils ein Fahrzeug passte auf die Brücke.

Vor dem Übergang zweigte ein Weg scharf links ab, genau, wie man es mir beschrieben hatte.

Ich kurbelte hart am Lenkrad. Die Scheinwerferstrahlen machten den Schwenk mit und glitten über eine Fahrstrecke, die man mit dem Wort miserabel bezeichnen konnte.

Asphalt gab es nicht, dafür Schotter. Der hörte allerdings schnell wieder auf und die Strecke führte als ausgefahrener Feldweg weiter. Vor meinem Wagen produzierten die Lichtlanzen einen geisterhaften Tanz.

Mal hüpften sie hoch, dann fielen sie wieder nach unten, und wie gierige Hände tasteten sie sich über das am Wegrand wachsende Gestrüpp, glitten in die Büsche hinein, suchten ihren Weg zwischen den sperrigen Zweigen und erschreckten die Kleintiere der Nacht. Die hellen Strahlen gaben den Buschgruppen ein seltsam verzerrtes Aussehen, manchmal sogar gespenstisch, und leichte Nebelschwaden taten ihr übriges, um die etwas unheimliche Stimmung noch zu erhöhen.

Ich achtete nicht auf die Randerscheinungen, sondern sah zu, dass ich mein Ziel erreichte. Ein einsamer Kreuzweg sollte es sein, nicht weit von der Abzweigung entfernt.

Okay, ich sah ihn, als das Fernlicht den schmalen Weg vor mir voll ausleuchtete. Von rechts und links trafen sich die beiden anderen Fahrspuren, auf der ich den Bentley weiterbewegte.

Und am Weg stand ein gewaltiger Baum. Eine uralte Eiche mit starken, weit ausladenden Ästen, von denen wiederum kräftige, stabile Zweige abstanden, die allesamt ihr Laub besaßen. Noch war der Herbst nicht so weit fortgeschritten, als dass er die Blätter gefärbt

hätte. Sie bildeten ein fast undurchdringliches Grün über dem nackten Stamm.

Ich rollte an dem Baum vorbei fuhr ein Stück weiter und wendete den Wagen mit Mühe. Danach schaltete ich den Motor aus, löschte das Licht und stieg aus. Die kühle Abendluft eines ausklingenden Septembertages umfing mich. Der schon leicht abnehmende Mond sah aus wie eine angebissene Zitrone. Etwas Wind war aufgekommen. Er spielte mit den Blättern des Baumes, so dass sie gegeneinander raschelten.

Bevor ich auf den Baum zuschritt, schaute ich mich nach etwaigen Beobachtern um. Ich entdeckte nichts Verdächtiges. Wenn sich jemand versteckt hielt, konnte er sich auch in das Gebüsch verkriechen, das nicht weit entfernt als eine lange, dunkle Reihe wuchs.

Erst jetzt sah ich die Bank. Sie stand an der anderen Seite des Baumstamms, war aus einfachen Bohlen gefertigt und lud ein, auf ihr Platz zu nehmen. Eine Rückenlehne besaß sie nicht. Müde Wanderer konnten sich an den Stamm lehnen.

Ich nahm Platz. Mein Bentley war nur noch als kompakter Schatten zu sehen. An die Geräusche der Nacht hatte ich mich rasch gewöhnt, so dass ich jetzt das Gefühl bekam, von einer seltsamen Stille umgeben zu sein.

Als ich die Beine übereinander schlug, raschelte der Hosenstoff. Es kam mir bereits als ein störendes Geräusch vor.

Eine Zeit hatte Lupina, ich ging erst einmal davon aus, dass es die Totgeglaubte war, nicht angegeben. Sie konnte schnell erscheinen, aber auch erst in einer Stunde. Unter Umständen musste ich mich auf eine längere Wartezeit gefasst machen.

Die Minuten verrannen. Schläfrig wurde ich nicht, mein Bewußtsein war geweckt, war voll da, und manchmal drehte ich mich hastig, ohne allerdings etwas Verdächtiges zu bemerken, wenn ich an dem dicken Baumstamm vorbeigeschaut hatte.

Würde sie überhaupt kommen?

Mittlerweile zweifelte ich daran, doch je mehr Zeit verging, um so größer wurde bei mir das Gefühl, von irgend jemandem beobachtet zu werden. Es war wirklich nur ein Gefühl, ich besaß keinerlei Beweise, aber ich kam einfach nicht los davon.

Ein Frösteln lief über meinen Rücken. Die Dunkelheit war seltsam diffus, denn durch das auf die Erde fallende Mondlicht sah ich schattenhafte Konturen und Umrisse, die Menschen als auch Monstren sein konnten.

In Wirklichkeit waren es nur Büsche oder hochwucherndes Gestrüpp sowie Gräser.

Ich gab mir selbst einen Rippenstoß und dachte daran, mich nicht verrückt machen zu lassen. Es ging nicht. Im Gegenteil, mein Gefühl

wurde stärker.
Da hörte ich die Stimme. Genau in dem Augenblick, als ich mich wieder einmal von der Bank erhoben hatte. Es war mehr ein Zischen doch meinen Namen verstand ich: »John Sinclair!«
Blitzschnell drehte ich mich um, schaute ins Leere und hatte vergessen, auf die Richtung zu achten, aus der die Stimme aufgeklungen war. Nicht hinter mir, nein, das Verhängnis kam von oben – aus dem starken Geäst der Eiche…

***

Es waren gierige Augen, die beobachteten. Hasserfüllte Blicke richteten sich auf den Mann, der unter den Ästen und Zweigen auf der Bank saß. Manchmal verwischte das Bild der Gestalt auch, immer dann, wenn eine Woge von Wut den Beobachter überschwemmte.
Sein Inneres kochte. Das Tier kam in ihm durch, der Drang nach Blut wurde unerträglich, der Mund öffnete und schloss sich.
Es war ein menschlicher Mund, ein menschliches Gesicht, normale Haare, aber der Körper gehörte einer Bestie. Einem gefährlichen Wolf…
Bisher war er noch nicht entdeckt worden. Er hatte sein Versteck in dem dichten Laub gefunden und dachte nicht daran, es aufzugeben, denn er traute dem Menschen nicht.
Dieser Mann dort – John Sinclair hieß er – war gefährlich. Sogar brandgefährlich. Auf sein Konto ging der Tod zahlreicher Dämonen, er hatte es verstanden, die Mächte der Finsternis zu reduzieren oder sie gegenseitig auszuspielen. Dabei hatte ihm das Glück und die Tatsache einer Zwietracht zwischen Schwarzblütlern zur Seite gestanden, da die Geschöpfe der Finsternis sich oft selbst nicht grün waren. So erlebt bei Lady X, die jetzt die Mordliga anführte und Lupina getötet hatte. Mit Silberkugeln.
Eine Vampirin tötet eine Gegnerin mit geweihten Silberkugeln. So etwas hatte es zuvor noch nicht gegeben, Lady X jedoch bewies, dass dies möglich war.
Doch sie hatte sich verrechnet, sehr sogar, und jemand war bereit, ihr die Rechnung zu präsentieren.
Im Augenblick hockte er zwischen den Blättern und starrte durch die Lücke nach unten, wo er den Schatten des Mannes sah, der der größte Feind der finsteren Mächte war.
John Sinclair!
Fast zum Greifen nahe! Ein Sprung, der plötzliche Angriff aus dem Hinterhalt, das Zupacken scharfer Reißzähne, und es hätte den Geisterjäger gegeben.
Wenn es so einfach wäre…
John Sinclair jedoch war raffiniert. Er besaß zwar keinerlei

übersinnliche Fähigkeiten, hatte jedoch im Laufe der Zeit einen gewissen Sinn für Gefahren entwickelt, und der schien ihn jetzt auch nicht im Stich zu lassen. Er wurde unruhig.

Die kalten Raubtieraugen, die durch das Blätterwerk schimmerten, stellten dies sehr genau fest. Die Haare des heimlichen Beobachters bewegten sich, als würde ein Windstoß über das schwarzbraune Fell fahren. Die Pranken waren so hart in einen Ast geschlagen worden, um den Körper zu halten, dass sogar Rinde abgefallen war und das helle Weiß des Holzfleisches durchschimmerte.

Die Bestie musste aufpassen, dass Sinclair sie nicht zu früh sah, denn ihr fahlgelbes Haar war verräterisch genug. Es konnte auch bei Dunkelheit durch die Blätter schimmern und leicht sichtbar werden.

Sinclair wurde unruhiger. Er rutschte auf der Bank von einer Seite zur anderen und hielt es nicht mehr aus. Er stand auf.

»John Sinclair!«

Jetzt hatte es auch die Bestie nicht mehr aushalten können. Es war einfach über sie gekommen, sie konnte nicht anders und machte sich bereits Vorwürfe.

Doch Sinclair zeigte sich irritiert. Er wusste im ersten Augenblick nicht, aus welcher Richtung die Stimme aufgeklungen war. Das nutzte die Bestie aus.

Kurzentschlossen ließ sie sich fallen…

***

Es war nicht genau festzustellen, was nun mehr klingelte, die Ketten der Lady Sarah Goldwyn oder die alte Bimmel über der noch älteren Tür, die den Eingang zu einem Keller darstellte.

Vielleicht war es doch die Klingel, denn Lady Sarah Goldwyn, die Horror-Oma, wie sie auch genannt wurde, liebte zwar Ketten, allerdings bimmelten diese nicht melodisch und spielten auch kein »God save the Queen«, wenn sie gegeneinanderrasselten.

Hinter der Tür blieb Lady Sarah stehen und wartete, bis die englische Nationalhymne ausgeklungen war. Wer das tat, dem begegnete Mr. Peterson, der Inhaber des Ladens, mit besonderer Hochachtung, denn Mr. Peterson war nicht nur Antiquitätenhändler, sondern auch Patriot durch und durch. Manchmal pflegte er zu sagen: »Ich bin von Beruf Brite.« So etwas gab viel über seine Person preis.

Mr. Peterson war zwar nicht zu sehen, Lady Sarah wusste aber, dass er durch einen raffiniert aufgestellten Spiegel den Eingang genau im Auge behalten konnte. Und sicherlich sah er auch die stramme Haltung der Lady Sarah.

Nachdem der letzte Ton verklungen war, bewegte sich Lady Sarah weiter. Obwohl sie wahrlich kein Riese war, zog sie doch den Kopf ein, denn in diesem Kellerladen war die Decke nicht sehr hoch, zudem

hingen noch einige alte Lampenschirme davon herunter sowie Pfannen und Töpfe aus mit Grünspan überdecktem Kupfer.

Es war ein Kramladen. Was das Geschäft jedoch von vielen anderen unterschied, war die Tatsache, dass Mr. Peterson nur echte, alte Sachen verkaufte und keinen Trödel, den man auf alt gemacht hatte und ihn den Kunden andrehen wollte.

Lady Sarah, die ja bei allen großen und kleinen Antiquitätenhändlern Londons eine bekannte Person war, sah sofort, dass sich unter diesen Sachen, die nahe der Eingangstür lagen, nichts befand, was sie hätte interessieren können.

»Sie enttäuschen mich, mein lieber Hubert«, rief sie deshalb in den Laden hinein. »Haben Sie mich ohne Grund angerufen?«

»Aber ganz und gar nicht, Lady Sarah, aber ganz und gar nicht.« Die Stimme erklang aus dem Hintergrund des Raumes. »Es ist zwar unhöflich und sonst nicht meine Art, dass ich sie nicht begrüße, aber im Augenblick geht es wirklich nicht. Wenn Sie sich bitte zu mir bemühen möchten, ich bin dort, wo sich meine Kasse befindet.«

Hubert Peterson sprach immer ein wenig nasal und bemühte sich sehr um eine gute Formulierung, die ihm oft danebenging, was seinen Gesprächspartner zumeist erheiterte.

Dieser Hubert Peterson war selbst in London ein Original. Das sollte schon etwas heißen. Lady Sarah wusste bei ihm nie genau, ob es Mache oder ob er wirklich so war. Das würde sie auch kaum herausbekommen.

Es blieb der Horror-Oma nichts anderes übrig, als sich durch die schmalen Gänge zu winden, um Hubert Peterson endlich zu begrüßen.

Der Laden war tatsächlich voll bis unter die Decke. Auf Regale hatte der Besitzer zum größten Teil verzichtet, die alten Möbel – zumeist Stücke aus der Jugendstilzeit – standen übereinander. Die Horror-Oma sah einen Sessel, der seinen Platz auf den verschlissenen Polstern eines Sofas gefunden hatte. Auf dem Sessel stand ein alter Vogelkäfig, in dem ein ausgestopfter Papagei hockte, dessen buntes Gefieder mit einer Staubschicht überzogen war.

Seesäcke, Truhen, Lampenständer, leere Uhrgehäuse, Kerzenständer, wieder Sofas, Stühle und Sessel. Sie bildeten ein Durcheinander, in dem sich wahrscheinlich der Besitzer nicht einmal so richtig zurechtfand.

Lady Sarah hätte ein größeres Teil auch nie bei Peterson gekauft, wenn dieser Mann nicht einem besonderen Hobby frönen würde. Er sammelte und verkaufte auch alte Bücher.

Und da war er bei Sarah Goldwyn genau an der richtigen Adresse.

Denn das Sammeln von Büchern war auch ein Hobby von ihr. Sie hatte sich in ihrem Haus ein Archiv angelegt, auf das so manche Bibliothek neidisch gewesen wäre, und sie erwarb immer wieder

etwas hinzu, wobei sie manch hohen Preis in Kauf nahm, aber die alte Dame brauchte auf den Cent nicht zu achten. Ihre drei verstorbenen Männer hatten ihr ein kleines Vermögen hinterlassen, von dessen Zinsen sie gut leben und auch für karitative Organisationen spenden konnte.

Um ein Buch ging es. Mehr hatte Hubert Peterson nicht am Telefon gesagt.

Es reichte der Horror-Oma auch, damit sie ihre alten Knochen in Bewegung setzte, um den Händler aufzusuchen. Wenn ihr das Buch zusagte, musste es ihr nur gelingen, den Mann zu überreden, denn Peterson zeigte sich oftmals sehr störrisch, wenn es darum ging, sich von einem Gegenstand zu trennen. Da verzichtete er lieber auf den Verdienst.

War das Licht, das durch die beiden schmalen Fenster fiel, im vorderen Teil des Ladens schon mies genug, so konnte man im hinteren kaum etwas sehen. Peterson war gezwungen, Lampen anzuschalten, damit Kunden auch seine Dinge bewundern konnten. Es waren allerdings trübe Funzeln, die brannten, zumeist alte Leuchten, deren Schirme zudem noch eine Staubschicht zeigten.

Der Verkaufsraum war so geschnitten, dass er praktisch aus zwei Lagern bestand. Im zweiten, Lady Sarah erreichte ihn, wenn sie um eine Ecke ging, hatte Hubert Peterson die kleinen Dinge ausgestellt. Wie Silberleuchter, Taschenuhren, alte Bilder und natürlich seine Bücher oder Folianten, wie er oft zu sagen pflegte.

Als die Horror-Oma den anderen Teil des Geschäfts betrat, war von Hubert Peterson noch immer nichts zu sehen, und die Kundin blieb überrascht stehen, denn sie erkannte schon die alte Verkaufstheke mit der vorsintflutlichen Kasse darauf und dahinter die Regale mit den Büchern.

»Mr. Peterson, wo sind Sie denn?« rief sie.

»Hier, Mrs. Goldwyn. Es ist eine Unverschämtheit, eine bodenlose Schweinerei…«

Lady Sarah schüttelte den Kopf. »Was denn?«

»Kommen Sie bitte näher.«

»Und wohin?«

»Wenden Sie sich nach links, wo sich auch die Garderobe befindet, wenn Sie so freundlich…«

»Natürlich…«

Ergeben hob die Horror-Oma die Schultern. So etwas hatte sie noch nie erlebt, aber sie war neugierig geworden und wollte wissen, was mit Peterson geschehen war.

An der Theke musste sie vorbei. Rechtwinklig dazu stand ein alter, mit Büchern gefüllter Schrank. Und hinter ihm hatte Hubert Peterson die Garderobe eingerichtet. Es waren nur einige Haken in die Wand

geschlagen worden. Und ausgerechnet an einem dieser Haken hing der Händler.

Überrascht blieb Mrs. Goldwyn stehen. Zuerst wollte sie lachen, denn es reizte in der Tat zu einem Gelächter, so wie Peterson da hing. Wie ein Häufchen Elend kam er Lady Sarah vor. Jemand musste ihn hochgestemmt und an den Garderobenhaken gehängt haben. Der nach oben weisende Eisenhaken hatte sich im Überwurf seines Kragens verfangen, und aus eigener Kraft war es Peterson nicht möglich, sich zu befreien.

»Sie entschuldigen, wenn ich lächle«, sagte die Horror-Oma, »aber so etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Das kann ich mir vorstellen«, greinte Peterson. »Diese widerlichen Typen haben keinen Respekt mehr vor dem Alter. Sie wollten mich…«

Er verstummte, schaute Lady Sarah mit einem bittenden Blick an und sagte: »Wenn Sie mir hinunterhelfen wollen…?«

»Gern, falls ich es kann.« Lady Sarah trat ein wenig zur Seite und lehnte ihren Stock gegen die Wand. Sie war zwar knapp über die Siebzig, aber sie traute sich zu, Peterson aus dieser Lage zu befreien.

»Aber bitte, seien Sie vorsichtig, Mrs. Goldwyn, wenn Sie mich anfassen! Ich bin nämlich sehr kitzelig.« Schon fing er an zu lachen, kaum dass Lady Sarah ihre Hände auf seine Hüften gelegt hatte.

»Ruhig, ruhig, Mr. Peterson, ich bin ja bei Ihnen. Wir schaffen es schon.« Die Horror-Oma setzte ihre noch vorhandenen Kräfte ein und versuchte, den Mann hochzustemmen. Das allerdings gelang ihr nicht.

»Nein«, sagte sie und schüttelte den Kopf. »Wir müssen es anders machen.«

Hubert Peterson kam nicht dazu zu fragen, wie sie es anstellen wollte, Lady Sarah ergriff die Initiative sofort und riss kurzerhand am Jackett des Mannes.

Der Stoff am Kragen wurde zerfetzt, der freie Fall wirkte sich aus, und Peterson polterte zu Boden. Lady Sarah musste hastig zur Seite springen, sonst hätte der Mann sie noch umgerissen.

Da saß er nun auf seinem mageren Hinterteil und schaute Lady Sarah wie ein Häufchen Elend an. Die Horror-Oma streckte eine Hand aus.

»Kommen Sie, ich helfe Ihnen auf die Füße.«

»Danke sehr, vielen, vielen Dank!«

Zwei Sekunden später stand der Mann. Jetzt fing er an zu jammern.

Sein schönes Jackett sei verdorben, und er wollte sich überhaupt nicht beruhigen.

»Wie alt war denn die Joppe?« fragte Lady Sarah.

»Achtzehn Jahre.«

Bis jetzt hatte die Horror-Oma ein Lachen zurückhalten können. Das schaffte sie nicht mehr. Sie prustete los und kümmerte sich auch nicht um Petersons Greinen, der sein Gesicht verzogen hatte, die Jacke

auszog und sie von allen Seiten betrachtete. Er sprach etwas von zusammennähen und wurde erst ruhiger, als Lady Sarah sich erkundigte, wie alles passiert war.

Hubert Peterson schritt zur Verkaufstheke und legte sein Jackett dort nieder. »Wie alles passiert ist? Eine Unverschämtheit war das.« Er stützte die Hände auf und schaute Lady Sarah mit dem traurigen Blick eines leidgeprüften Dackels an. Sein weißer Schnauzer zitterte dabei, die Flügel der langen Nase bewegten sich unruhig, und die kleinen, grauen Augen blitzten. »Ich will es Ihnen sagen. Kaum hatte ich mit Ihnen telefoniert, als ich Besuch von zwei jungen Burschen bekam. Sie wissen ja, wie diese Typen aussehen. Ungepflegt, Jacken aus Leder, keinen Respekt mehr, lange Haare…«

»Na, na, nun machen Sie mal einen Punkt. Nicht alle sind so. Oft findet man unter den langen Haaren einen klaren Verstand.«

»Dass Sie so etwas sagen.«

Die Horror-Oma lächelte. »Ich bin oft mit jungen Leuten zusammen und finde sie prima.«

»Aber ich…«

»Weiter, Mr. Peterson.«

»Ach so, ja.« Er schlug sich gegen die Stirn. »Sie kamen also. Mir waren sie ja suspekt. Die Kerle schauten sich um, nahmen dies und jenes in die Hand, und als ich sie fragte, ob sie etwas kaufen wollten, da schüttelten sie den Kopf. Kaufen wollten sie nichts, aber etwas mitnehmen. Das machten sie mir klar, denn plötzlich zog einer von ihnen ein Messer. Er hielt mich damit in Schach, während der andere Kerl auf meine Kasse zuschnitt, sie öffnete und das Geld entnahm.«

»Wieviel war es denn?«

»Nicht ganz zwei Pfund.«

Lady Sarah musste lachen. »Und da machen Sie so einen Wirbel, Mr. Peterson?«

»Na ja, zwei Pfund.« Plötzlich fing er an zu grinsen. »Sie ahnten ja nicht, dass ich auf so etwas immer gefasst bin und Vorsorge getroffen habe.«

»Ah, Sie haben das Geld woanders.«

»Sicher.«

»Und wie ging es weiter?«

»Die Kerle waren natürlich sauer. Sie wollten wissen, wo ich mein Geld habe. Ich konnte Ihnen jedoch weismachen, dass ich nicht mehr besitze, ja, und danach kam das Schlimmste.« Er senkte jetzt den Kopf und schaute zu Boden.

»Man hängte Sie auf.«

»Genau, Lady Sarah. Es ist eine Schande. Mich, einen alten Offizier, der noch für die Königin-Mutter in Indien gekämpft und für das Vaterland so manches Opfer gebracht hat. Ich wurde behandelt wie

eine billige Witzfigur. Nein, das habe ich nicht verdient. Was meinen Sie, Mrs. Goldwyn?«

»Das haben Sie in der Tat nicht, Sir.«

»Endlich jemand, der mich versteht.« Er nickte selbstgefällig und grinste dann. »Wer an mein Geld will, muss früher aufstehen. Die jungen Leute können sein, wie sie wollen, aber an uns kommen sie nicht heran. Wir haben unsere Erfahrungen.«

»Damit haben Sie ein wahres Wort gesprochen, Mr. Peterson«, sagte Lady Sarah Goldwyn. »Die Erfahrungen besitzen wir.« Ihr Blick fiel auf die Bücherwand. »Sie haben mich doch wegen eines neuen alten Buches angerufen – oder nicht?«

»Ja, natürlich!« rief der Händler. »Ich habe etwas Besonderes für Sie.«

»Ist es sehr teuer?«

»Nein.« Hubert Peterson beugte sich vor. »Es ist nur unverkäuflich, Lady Sarah.«

»Was?« Die Horror-Oma schluckte. »Das meinen Sie doch nicht im Ernst, Mr. Peterson.«

»Doch, ja, es ist unverkäuflich.«

»Weshalb haben Sie mich dann angerufen?«

Der Händler senkte seine Stimme. »Um Ihnen das Buch zu zeigen, meine Liebe, deshalb.«

»Ist es denn etwas so Wertvolles?«

»Noch viel wertvoller, Mrs. Goldwyn. Noch viel wertvoller, das kann ich Ihnen sagen.«

»Dann zeigen Sie es mir.«

»Ja, Moment.« Peterson bückte sich und griff unter die Theke. Dort bewahrte er seine besonderen Schätze auf. Ein Griff nur, und er hielt das Buch in der Hand. Vorsichtig legte er es auf die Platte.

Es war ein seltsames Buch. Erst einmal stach Lady Sarah der alte Ledereinband ins Auge, der hatte schon Falten geworfen, Staub klebte darin, doch auf dem Deckel befand sich siebenmal das Zeichen des Teufels. Die stilisierte Ziegenbock- oder Dreiecksfratze des Höllenherrschers. So war der Satan die Jahrhunderte über von den Menschen gezeichnet und abgebildet worden.

»Na, Lady Sarah, was sagen Sie nun?«

»Wirklich außergewöhnlich, Mr. Peterson.« Damit übertrieb die Horror-Oma keineswegs, denn sie hatte entdeckt, dass sich die Teufelsfratzen deutlich von dem schwarzen Untergrund des Deckels abhoben. Sie zeigten ein sehr blasses Rot, das schon in einen violetten Farbton hineinschimmerte.

»Haben Sie das gemacht?« fragte sie und deutete auf die Zeichen.

»Nein, auf keinen Fall.« Er tat entrüstet. »Das war es doch, weshalb ich das Buch gekauft habe!«

Lady Sarah runzelte die Stirn. »Haben Sie bereits in dem Buch gelesen?«

Peterson nickte. »Das habe ich sehr wohl, Lady Sarah. Und ich kann Ihnen sagen, diese Seiten haben es wirklich in sich. Das ist eine ungeheure Brisanz, wobei ich nicht einmal weiß, wer das Buch geschrieben hat.«

»Von wem haben Sie es denn?«

Peterson lachte. »Mein kleines Geheimnis, Lady Sarah, das ich Ihnen nicht verraten kann.«

»Auch nicht einer Stammkundin?«

»Nein.«

»Sie wollen es mir nicht verkaufen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Und wenn ich Ihnen einen guten Preis dafür zahle? Sie wissen doch, Mr. Peterson, ich sammle mit großer Leidenschaft diese alten Folianten, und ich möchte wirklich nicht, dass Sie das Buch an einen anderen Kunden verkaufen.«

»Ich verkaufe es nicht, Lady Sarah, ich behalte es.«

»Aber weshalb? Sie sind Händler.«

Da verklärte sich der Blick des Mannes. »Manchmal bekommt man Dinge in die Hand, die sind so außergewöhnlich, dass man sich nicht mehr von ihnen trennen kann.«

»Das kann ich verstehen«, sagte die Horror-Oma. »Darf ich das Buch einmal aufschlagen?«

»Bitte…«

Lady Sarah drehte den dicken Wälzer um und hob den Deckel an.

Sofort stach ihr der Titel ins Auge.

SIEBEN SIEGEL DER MAGIE

Sie räusperte sich. »Davon habe ich noch nie etwas gehört, Mr. Peterson, wirklich nicht.«

»Sie meinen den Titel?«

»Ja.«

»Kann ich mir gut vorstellen. Er ist in gewisser Weise ja auch einmalig, wenn Sie verstehen.«

»In der Tat, das merke ich genau.« Sie blätterte weiter und sah die Einteilung der Kapitel. Es war nicht die englische Sprache, in der das Buch verfasst worden war. Und auch die Schrift war mit der heutigen nicht zu vergleichen. Die Seiten waren noch mit der Hand beschrieben worden, jeder Buchstabe wirkte wie gemalt, als hätte sich der Verfasser besondere Mühe gegeben. Das Papier musste sehr vorsichtig behandelt werden, man durfte nicht schnell umblättern, so etwas konnte leicht reißen.

»Na, was sagen Sie?« fragte der Händler. Er hatte eine alte Nickelbrille aufgesetzt. Über den Rand der Gläser hinweg schielte er

die Horror-Oma an.
»Ich bin einigermaßen verblüfft«, erwiderte die Horror-Oma.
»Wieso?«
»Leider kann ich die Schrift oder die Worte nicht auf Anhieb lesen. Ich müsste mich wirklich näher mit dem Buch beschäftigen, das Sie ja leider nicht verkaufen.«
»So ist es.«
Die Horror-Oma gab aber nicht auf. Was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das wollte sie auch durchführen, so war sie schon immer gewesen. »Und wie steht es damit, wenn Sie mir das Buch einfach für einige Tage leihen?«
Da riss der Mann die Augen auf. »Was sagen Sie da? Ich soll dieses wertvolle Stück verleihen?«
»Gegen eine entsprechende Gebühr natürlich.« Mrs. Goldwyn kannte die Geldgier des Mannes.
»Oh, Sie bringen mich in eine Zwickmühle. An ein Ausleihen hatte ich auch nicht gedacht.«
Lady Sarah nickte. »Das kann ich durchaus verstehen, Mr. Peterson. Ich würde das Buch auch nicht irgend jemandem geben. Aber bin ich irgend jemand?« Sie schaute den Mann so treuherzig an, dass dieser auf einmal verlegen wurde.
»Ich weiß nicht so recht…«
»Springen Sie über Ihren eigenen Schatten. Sie brauchen es auch nicht umsonst zu tun. Wieviel soll es kosten?«
»Darüber habe ich mir noch keinerlei Gedanken gemacht, Mrs. Goldwyn.«
»Für eine Woche fünf Pfund?«
Der Händler rollte mit den Augen. Er rechnete blitzschnell nach. Die Zeiten waren schlecht, selbst für alten Kram hatten die Leute kein Geld mehr, und der Touristenstrom aus Germany ließ auch nach. Fast zwei Pfund hatte man ihm gestohlen, und wenn er jetzt fünf Pfund bekommen konnte, glich sich das wieder aus. Zudem bekam er das Buch ja wieder.
Da konnte er Lady Sarah vertrauen.
»Nun?« fragte die Horror-Oma, »haben Sie sich entschieden, Mr. Peterson?«
»Ja, das habe ich.«
»Zu meinen Gunsten, wie ich hoffe.«
»Fünf Pfund sind eine Menge Geld, Mrs. Goldwyn. Andererseits ist das Buch auch ziemlich wertvoll. Ich habe große Mühe gehabt, es überhaupt zu bekommen und da…«
»Sie sind ein Halsabschneider!« stellte die Horror-Oma fest. »Wollen Sie noch mehr?«
»Sieben Pfund. Für jeden Tag einen.«

»Sechs.«
»Nein. Sechseinhalb.«
»Ich bleibe bei sechs.«
»Ihr letztes Wort, Lady Sarah?«
»Sogar mein allerletztes.«

Da wand sich der Händler wie ein Wurm. »Es fällt mir so schwer, wissen Sie. Ich kann eigentlich nicht…«

Er atmete tief ein, und Lady Sarah sagte: »Ich hätte Sie ja auch an dem Haken hängen lassen können. Dankbarkeit verlange ich nicht, ein wenig Entgegenkommen schon, Mr. Hubert Peterson.«

Da hatte die Horror-Oma in der Tat einen schwachen Punkt bei dem Händler angesprochen. Er schüttelte sich, als er an die Zeit dachte, die er »über dem Boden« verbracht hatte.

»Gut, ich will mal nicht so sein. Für sechs Pfund können Sie das Buch eine Woche behalten. Aber Vorkasse, Lady Sarah.«

Die Horror-Oma schmunzelte. »Damit habe ich gerechnet, Mr. Peterson. Sie verschenken nichts. Zum Glück habe ich mir genügend Geld eingesteckt.« Aus ihrer Manteltasche holte sie ein abgegriffenes Portemonnaie, klappte die beiden Hälften auf und holte das Geld abgezählt hervor. »Da sind fünf Pfund!!«

Der Händler wunderte sich, grapschte aber danach. Selten hatte Lady Sarah so schnell Scheine in der Hand eines Menschen verschwinden sehen. Sie vernahm noch das Knistern, und einen Augenblick später waren die Banknoten verschwunden.

»Soll ich es Ihnen einpacken, Lady Sarah?«

»Ja, das wäre nicht schlecht. Ich möchte den Umschlag nicht beschädigen.«

»Aber bei Ihnen doch nicht.«

»Wer kann schon vorher sagen, was einem unterwegs widerfährt.«

»Da haben Sie recht, Lady Sarah. Da haben Sie wirklich recht.«

Peterson nahm das Buch und verschwand damit nach hinten.

Er musste an der Kasse vorbei. Lady Sarah wusste, dass sich dort in der Nähe noch die Tür einer alten Abstellkammer befand. Dort lagerten Kartons, Einpackpapier und auch Tüten.

Die Horror-Oma blieb zurück. Sie schaute auf die Uhr. Die Geschäftszeit war eigentlich vorbei, aber Hubert Peterson nahm das nie so genau. Er hatte seinen Laden manchmal sogar bis 21 Uhr geöffnet.

Sie hörte das Knistern des Papiers. Der Mann hatte die Tür offengelassen, und die Gedanken der Horror-Oma beschäftigten sich bereits mit der nahen Zukunft.

In diesem Buch steckte eine gewisse magische Brisanz. Davon war sie fest überzeugt. Und sie wollte die Seiten auch nicht allein durchschmökern, sondern zusammen mit ihrem jungen Freund und

Bekannten, dem Geisterjäger John Sinclair.

Sicherlich zeigte John ein reges Interesse an dieser alten »Schwarte«, wobei Sarah Goldwyn unwillkürlich an das Buch der grausamen Träume erinnert wurde, in dem die Geheimnisse der Hölle offenbart worden waren. Hinter diesem Buch war der Geisterjäger aus verständlichen Gründen besonders her, allerdings war ihm bisher kein Erfolg vergönnt worden. Das Buch blieb verschwunden.

»Sind Sie fertig, Mr. Peterson?« rief Lady Sarah. »Ich könnte mir nämlich schon ein Taxi anrufen.«

Sie bekam keine Antwort. Das verwunderte Lady Sarah doch ein wenig. Soweit sie sich erinnern konnte, hatte Mr. Peterson die Tür nicht geschlossen. Sie musste offen stehen, zudem hatte sie vorhin das Knistern des Papieres gehört.

Stimmte da etwas nicht?

Sie wollte ja nicht den Teufel an die Wand malen, aber seltsam war es schon, deshalb rief sie noch einmal den Namen, des Mannes. Eine normale Antwort bekam sie nicht. Dafür hörte sie ein anderes Geräusch, ein etwas dumpf klingendes, und sie ging mit wenigen Schritten um die Verkaufstheke herum.

Als sie sich in Höhe der Kasse befand und schon einen besseren Überblick, besaß, sah sie das Phänomen.

Aus dem Türspalt drang ein graugrüner widerlicher Brodem. Er drückte sich hervor und wurde zu kugeligen Wellenbergen, als er den Raum verlassen hatte. Sie dampften der Horror-Oma entgegen.

Was war hinter der Tür geschehen? Manch andere Frau in ihrem Alter hätte den Laden vielleicht fluchtartig verlassen. Nicht so Sarah Goldwyn. Sie wollte nachsehen, obwohl sie instinktiv merkte, dass sie sich damit in Gefahr begab.

Es war nicht mehr nötig, denn die Tür wurde von innen aufgestoßen.

Jetzt hatte der Nebel freie Bahn. Er quoll hervor, und mit den graugrünen Wolken erschien die Gestalt des Händlers.

Das Buch trug er nicht eingepackt auf seinen vorgestreckten Armen.

Er torkelte auf Lady Sarah zu, die all das Blut auf seiner Brust sah und bemerkte, wie plötzlich ein Strom von Lebenssaft aus seinem weit geöffneten Mund schoss.

Im nächsten Augenblick sah sie die Spitze einer Lanze, die von hinten in seinen Rücken gestoßen worden war und den Körper durchbohrt hatte.

Die Horror-Oma stand wie festgenagelt. Einen Lidschlag später kippte ihr der Mann entgegen…

***

Ich hatte den Kopf gedreht, sah, wer da auf mich zusprang und wollte noch zur Seite wegtauchen.

Es ging einfach zu schnell. Vielleicht hatte ich auch zu spät reagiert und war von dem Anblick zu überrascht gewesen, auf jeden Fall beeinträchtigte dies meine Reaktion, und der fallende Körper prallte gegen mich.

Er war so schwer, dass er mich von den Beinen riss. Die Arme hatte ich noch hoch bekommen, schützte mich vor Prankenhieben und krachte dann hart auf den Boden.

Das Gras dämpfte meinen Fall ein wenig, einen Kampf jedoch konnte ich nicht vermeiden. Ich zog sofort die Knie an und drückte sie in einen weichen Körper.

Ein wütendes Fauchen und gefährliches Knurren waren die Antwort.

Das Wesen vor mir schüttelte sich, es breitete seine Pranken aus und kam erst am Baumstamm zur Ruhe.

Ich stützte mich halb auf und starrte meinen Gegner an. Gegner?

Dieser Ausdruck war ein wenig falsch, denn vor mir stand eine Gegnerin – Lupina!

Mein Gott, das durfte nicht wahr sein. Lupina war tot. Ich hatte selbst erlebt, wie sie unter den Kugeln der Lady X zusammengebrochen war.

Vor einigen Wochen in dem alten Steinbruch war es zu einer höllischen Auseinandersetzung gekommen, wobei Lupinas Sohn Orapul noch eine wichtige Rolle gespielt hatte.

Und jetzt stand sie vor mir.

Eine Täuschung, eine Halluzination? Einbildung? An all das wollte ich nicht glauben, nein, das konnte doch nicht sein, sie hatte sich auf mich geworfen, mich zu Boden geschleudert, und sie sah so aus, wie ich sie kannte.

Das lange blonde Haar, das menschliche Gesicht mit den kalten Raubtieraugen, und dann der Körper, der ein dichtes braunes Fell aufwies. Das war Lupina wie sie lebte. Keine Täuschung.

Wir hatten beide unseren Kampf unterbrochen, und ich knirschte:

»Lupina, verdammt!«

»Ja, ich bin es!«

Himmel, sie sprach mit der Stimme, die auch ich kannte. War das denn die Möglichkeit? In der letzten Zeit hatte ich verdammt viele Überraschungen erlebt, ich brauchte nur an Solo Morassos Ende zu denken, das auch so seltsam gewesen war, und nun stand plötzlich eine Totgeglaubte vor mir. Wir waren immer Gegner gewesen, obwohl ich mich einmal als Werwolf in sie verliebt hatte. Das war lange her und Schnee von vorgestern, heute zählte nur die Gegenwart, in der wir uns als Todfeinde gegenüberstanden, denn Lupina hatte immer das Böse gewollt.

In diesen Sekunden, in denen wir uns anstarrten, dachte ich daran, und meine rechte Hand zuckte zur Beretta. Ich hatte die Waffe noch

nicht berührt, als Lupinas Stimme aufklang.
»Lass sie stecken!«
Unwillkürlich zögerte ich, obwohl ich es eigentlich nicht wollte, aber der Klang ihrer Stimme hatte mich aufhorchen lassen. Sie schien etwas in petto zu haben.
»Kann man dich mit einer Silberkugel nicht vernichten?« fragte ich und spielte dabei auf Lady X an, die Lupina schließlich eine MPi-Garbe in den Rücken geschossen hatte.
»Vielleicht, vielleicht auch nicht.«
Ich stand auf. Dabei versuchte ich, in die Runde zu schielen und stellte fest, dass die Werwölfin nicht allein gekommen war. Ich sah ihre Helfer zwar nicht genau, aber in den nahe wachsenden Büschen waren gelbe, gefährliche Augenpaare zu sehen, die mich anstarrten. Vier zählte ich.
Es war kein gutes Gefühl, eingekreist zu sein, und ich spürte die unsichtbare kalte Hand, die meinen Rücken hinabkroch und eine Gänsehaut hinterließ. Lupinas Helfer hatten mich eingekreist. Die Königin der Wölfe ging auf Nummer Sicher.
»Kann man jetzt mit dir reden?« vernahm ich ihre Stimme.
Fast hätte ich mir selbst gegen die Stirn geschlagen. Das haute doch dem Fass den Boden aus. Da kam die Werwölfin Lupina und wollte mit mir reden. So etwas gab es einfach nicht, das konnte man als einen halben Wahnsinn bezeichnen, aber ich ging auf ihren »netten« Plauderton ein und erwiderte: »Selbstverständlich kann man mit mir reden. Nur wüsste ich nicht, was wir beide zu besprechen hätten.«
»Da kommt schon einiges zusammen. Vor allen Dingen solltest du dich an die Vergangenheit erinnern.«
»An welche?«
»Sie liegt nicht lange zurück. Es war in einem Steinbruch. Ich hatte damals versucht, die Macht des Dr. Tod zu brechen. Es ist mir leider nicht gelungen, er war stärker als ich, und er hatte einen starken Helfer an seiner Seite – Lady X.«
»Ja, das weiß ich. Und ich erinnere mich auch daran, wie dich die Garbe zu Boden geschmettert hat und dein Sohn in der Nähe war, der den Tod der Mutter miterleben musste.«
»Genau.«
»Bist du wirklich tot?«
»Auf diese Frage werde ich dir keine Antwort geben. Nimm mich, wie ich bin, und höre mir genau zu. Lady X verfolgte seit langem den Plan, die Führung der Mordliga an sich zu reißen. Und sie hat es tatsächlich geschafft, denn auch Solo Morasso lebt nicht mehr. Jetzt kann sie über Vampiro-del-mar und Xorron befehligen, denn mehr Helfer stehen ihr nicht mehr zur Seite. Zudem besitzt sie den Würfel des Unheils, und sie bereitet Großes vor, das habe ich inzwischen in

Erfahrung bringen können.«
»Was ist das genau?«
Lupina schüttelte ihren Kopf, so dass die fahlblonden, leicht gelblich schimmernden Haare flogen. »Ich weiß es nicht genau, aber es hängt mit deinem Kreuz zusammen.«
Da hatten wir es. Das Kreuz! Urplötzlich war es in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. »Will man es mir stehlen?« fragte ich.
»Nein.«
»Sondern?«
»Man will verhindern, dass du die Geheimnisse des Kreuzes enträtselst. Das ist es.«
Jetzt war ich noch erstaunter. »Aber wieso? Bisher habe ich alles versucht, aber nichts hat genutzt. Wie soll ich plötzlich Zusammenhänge erkennen?«
»Weil es etwas gibt, das dir unter Umständen Auskunft darüber geben könnte.«
»Und was ist das?«
Da verzog Lupina ihre Lippen zu einem breiten, etwas spöttisch wirkenden Lächeln. »Das, John Sinclair, sollst du selbst herausfinden.«
»Ich werde mich bemühen. Nur frage ich mich, was du damit zu tun hast? Weshalb tauchst du hier auf und warnst mich oder gibst mir einen Tip, wobei du mich trotzdem im Dunkeln lässt.«
»Eigentlich, John Sinclair, müsste ich dich ja töten oder töten lassen. Dieser Ratschlag oder Tip hat mit einer Sache zu tun, die nur mich etwas angeht.«
»Ich kann es mir denken. Du hast nicht vergessen, was Lady X dir antat. Steckt sie hinter der Sache?«
»Auch.«
Das wurde ja immer schöner. Leider erfuhr ich nur halbe Wahrheiten, so aber wurde ich sauer. »Ich will dir mal was sagen, Lupina. Rück mit der Sprache raus und versuche nicht, mich irgendwie reinzulegen. Was hat Lady X oder wer auch immer mit meinem Kreuz zu tun? Zum Teufel noch mal, rede endlich.«
»Es sollte eine Warnung sein, mehr nicht. Aufklären musst du den Fall selbst.«
»Dann gib mir einen Hinweis und bringe mich endlich auf die Spur der Scott.«
»Sie hält sich nicht weit von dir auf, glaube ich.«
»Das glaubst du!« höhnte ich.
»Soviel ich gehört habe, befindet sie sich in London. Mache dir deinen eigenen Reim darauf.«
Lady X in London. Das war nichts Ungewöhnliches, denn in meiner Heimatstadt hatte sie einen starken Verbündeten sitzen. Logan Costello, den Mafiacapo. Er hatte früher für Dr. Tod gearbeitet.

Nachdem Lady X die Leitung der Mordliga übernommen hatte, würde er sicherlich für sie die Augen und Ohren offen halten. Ich schätzte die Vampirin als hart genug ein, dass sie auch Costello klein kriegte.

»Tut mir leid, Lupina«, erwiderte ich. »Ein Dichter bin ich nie gewesen. Du musst schon deutlicher werden.«

Mit ihren gelben Raubtieraugen funkelte sie mich an. »Mehr kann und mehr will ich dir nicht sagen. Sei froh, dass ich dir einen Hinweis gegeben habe. Es wird sich etwas tun, und wahrscheinlich steckst du bereits mitten drin, John Sinclair.«

Ich begann noch einmal von vorn, wollte wissen, was hinter den Andeutungen steckte. »Es geht also um das Kreuz, wie du schon sagtest…«

»Lass es!« zischte sie.

Ich überlegte. Nur wenige Schritte trennten uns. Ich konnte sie mit zwei blitzschnellen Sätzen erreichen, mein Kreuz nehmen, und…

Lupina schien meine Gedanken erraten zu haben, denn sie wich zurück und stieß dabei heftige Knurrlaute aus. Es war ein Zeichen für ihre Artgenossen.

Hinter und neben mir raschelte es in den Büschen. Wie gefährliche Schatten kamen sie hervor, übergossen von einem fahlen Mondlicht, das die Silhouetten ihrer Körper scharf konturiert nachzeichnete. Sie näherten sich sehr schnell und zogen den Kreis sofort enger.

Mir wurde ein wenig mulmig zumute. Ich schaute in die Fratzen dieser Bestien, sah die zum Teil aufgerissenen Mäuler und das Leuchten der gefährlichen Fangzähne, zwischen denen sich der Geifer spannte.

Die würden mir keine Chance geben. Vielleicht konnte ich zwei, auch drei von ihnen vernichten, übrig blieb dann noch immer einer, und wenn ich Lupina hinzuzählte, waren es zwei.

Ihr Knurren schwang mir entgegen. Gefährlich hörte es sich an, wie eine Drohung, mich zurückzuhalten. Auch der Raubtiergeruch streifte mich. Es war ein scharfer widerlicher Gestank, für menschliche Nasen eine Zumutung.

»Es war alles, was ich dir zu sagen hatte«, erklärte mir die Königin der Wölfe kalt.

Ich nickte. »All right, ich habe verstanden.«

»Dann geh!«

Mein Mund verzog sich zu einem Lächeln. Ich dachte über das Absurde dieser Situation nach. Da standen sich zwei Feinde gegenüber, doch niemand der beiden machte den Anfang, den anderen zu vernichten, obwohl es beide auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Wenn ich Jahre zurückdachte, Himmel, da hätte ich meine Beretta genommen und geschossen, doch nun hatten sich andere Vorzeichen ergeben, die Dinge waren viel komplexer geworden und auch

undurchsichtiger, so dass ich erst einmal die Schleier lüften musste, die über den Geschehnissen lagen.

»Sehen wir uns noch?« fragte ich Lupina zum Abschied.

Sie kam wieder etwas vor. »Sicher, John Sinclair, sicher. Glaube nur nicht, dass nach diesem Gespräch so etwas wie Frieden zwischen uns herrscht. Aber es gibt Dinge, die wichtiger sind. Irgendwann treffen wir noch aufeinander, dann werden wir sehen, wer von uns beiden der Stärkere ist.«

Es waren Worte, die ich mir gut einprägte, als ich mich umdrehte, um zu meinem Wagen zurückzugehen. Fast stieß ich mit einem Werwolf zusammen, so dicht hatte er hinter mir gestanden. Ich sah das Funkeln in seinen Augen und las darin die Gier nach meinem Blut. Aus dem halboffenen Maul rann schäumender Geifer, der in Tropfen zu Boden fiel. Das Fell zitterte.

»Wag es nur nicht!« zischte ich. »Verdammt, wag es nicht, sonst geht es dir schlecht.«

Der Werwolf dachte nicht daran, zurückzuweichen. Im Gegenteil, er hob die Arme. Meine Hand war schon auf den Dolchgriff gefallen, als ich nicht nur Lupinas Schrei vernahm, sondern sie auch sah. Plötzlich stand sie neben uns und schlug ihre Pranken in das Fell des Werwolfs.

Sie hakte sich fest und schleuderte ihn zurück. »Ich habe befohlen, ihn gehen zu lassen!«

Der Werwolf lag am Boden. Er hatte Arme und Beine angezogen. Eine Abwehrhaltung, doch Lupina kümmerte sich nicht um ihn. Sie nickte mir zu. »Geh vorbei, John Sinclair!«

Diesmal versuchte niemand, mich aufzuhalten, als ich meinem Bentley entgegenschritt. Abgeschlossen hatte ich den Wagen nicht. Ich zog die rechte Tür auf und warf, bevor ich in den Wagen stieg, noch einen Blick nach vorn.

Die fünf Werwölfe standen zwischen der dicht belaubten Eiche und meinem Silbergrauen. Sie funkelten mich an, die Helfer hatten Lupina eingerahmt, deren fremdartiges Aussehen zwischen den männlichen Werwolf-Bestien besonders auffiel.

Ich tauchte in den Bentley, schnallte mich an und drehte den Zündschlüssel. Als der Motor in seinen ersten Umdrehungen lief, schaltete ich das Licht ein. Der gelbe Teppich fiel wie ein Schleier gegen die auf dem Weg stehenden Monstren. Das gefiel ihnen nicht, denn sie duckten sich und zuckten zurück.

Bis zuletzt und als der Wagen schon rollte, blieb Lupina stehen.

Angeleuchtet, damit ich sie noch einmal in allen Einzelheiten erkennen konnte.

Ihre grün schillernden Augen waren dunkler als das Licht meines Wagens. Dafür schimmerte das Fell heller, und langsam, fast provozierend, trat sie zur Seite.

Ich lächelte hart.

Natürlich hätte ich aus dem Fenster schießen können, aber mit so etwas rechneten meine Gegner sicherlich. Deshalb fuhr ich vorbei und ließ die Bestien zurück. Allerdings schaute ich in den Spiegel.

Nachdem ich sie passiert, hatte, kamen sie wieder aus ihren Deckungen. Sie blieben auf dem Weg stehen und schauten den allmählich verglühenden Rücklichtern meines Wagens nach.

Für mich hatte sich das seltsame Treffen gelohnt. Zwar hatte ich keine konkreten Ergebnisse bekommen können, dennoch war eins sicher.

Hinter meinem Rücken bahnte sich etwas an. Und es musste in der Tat etwas ungemein Großes sein, wenn sich Lupina schon »herabließ«, um mich zu warnen. Die Gefühle, die mich quälten, waren kaum zu beschreiben. Ich dachte an alles Mögliche. Mir fiel der Seher wieder ein, dazu Nostradamus, der vielleicht auch etwas über das Kreuz wusste, und dann schob sich der Rest der Mordliga wieder in den Vordergrund.

Wussten diese Höllenwesen vielleicht mehr, als sie zugeben wollten?

Und auch Lupina hatte mir längst nicht alles gesagt. Im Gegenteil, sie riss das Problem nur an, wobei ich das Gefühl nicht los wurde, dass sie ihr eigenes Süppchen kochte und sie mich unter Umständen nur vor ihren Karren spannen wollte.

Durch den Ort fuhr ich langsamer. Anschließend aber drehte ich ein wenig auf, denn ich hatte es plötzlich mehr als eilig, nach London zurückzukommen. Über diese Sache musste ich unbedingt mit Suko reden, denn er würde auch nicht verschont bleiben…

***

Sie konnte es nicht fassen!

Das Bild war so unglaublich, so grauenhaft, dass Lady Sarah aufstöhnte und ihre Hände hob. Wie durch ein Wunder hielt sich der Händler noch auf den Beinen, obwohl er mit jedem röchelnden Atemzug mehr Blut verlor.

Er starrte die Horror-Oma an. Sein Gesicht war ein Bildnis der Pein und Qual, er wollte etwas sagen, doch der unsichtbare Totenvogel hatte seine Schwingen längst über ihn ausgebreitet, um ihn in das Reich der Schatten zu ziehen.

Einen Schritt noch schaffte er, dann wurden ihm die Knie weich, er knickte zusammen und fiel Lady Sarah entgegen. Sie fing ihn nicht auf, er war einfach zu schwer und hätte sie von den Beinen gerissen, aber sie schaffte es, ihm das alte Buch aus den Händen zu reißen.

Sieben Siegel der Magie!

Der Titel sprang ihr förmlich ins Auge, als sie das Deckblatt umklappte. Musste Peterson deshalb sterben? Nur weil er das Buch

besaß? Wenn das stimmte, war auch sie in Gefahr.

Mit einem dumpfen Schlag fiel der Tote zu Boden. Und dieses Geräusch riss Lady Sarah aus ihren Gedanken. Mein Gott, sie musste weg, sonst war auch sie verloren.

Sie wusste nicht, wer die Mörder des Antiquitätenhändlers gewesen waren, aber sie konnte sich kaum vorstellen, dass so etwas von Menschen begangen worden war. Nein, da mussten andere dahinter stecken. Sie umklammerte das Buch wie einen wertvollen Schatz. Bevor sie kehrtmachte, fiel ihr Blick noch auf die offene Tür.

Nach wie vor quoll der grünliche Brodem aus dem Spalt und verbreitete sich auch im Innern des Geschäfts. Er vernebelte zum Teil die Sicht, allerdings gelang es Lady Sarah, eine schreckliche Gestalt innerhalb der Nebelschwaden zu sehen. Ein furchtbares Wesen, ein echsenköpfiges Monstrum mit relativ kleinen Armen, aber Krallen, die den Schaft einer Lanze umklammert hielten.

Eine Lanze steckte im Körper des Toten. Lady Sarah kombinierte richtig. Falls diese eine Echse nicht mit zwei Lanzen bewaffnet gewesen war, dann musste sie noch einen Helfer gehabt haben.

Plötzlich trommelte das Herz der alten Frau hoch oben im Hals. Gegen diese mordgierigen Bestien kam sie nicht an, und sie wich blitzschnell zurück, stieß dabei noch gegen den Rand der Verkaufstheke, fiel fast über ihren Stock und schaffte es, den Tresen hinter sich zu lassen. Das wertvolle Buch nahm sie mit. Trotz der Panik ließ sie es nicht los und klemmte es sich unter den Arm.

Flucht! An etwas anderes dachte sie nicht. Aber es war verdammt schwer, aus diesem Laden zu kommen, der vollgestopft mit altem Trödel war. Es gab keinen richtigen Weg, die Kunden mussten hergehen, wo sie Platz fanden, und es auch in Kauf nehmen, manchmal über Gegenstände hinwegzusteigen.

Vielleicht hätte Lady Sarah das alles nicht als so schlimm empfunden, wäre nicht plötzlich die Gestalt im offenen Rechteck der Tür aufgetaucht. Ein unheimliches Echsenwesen, vom giftgrünen Nebel umwallt, und mit einer Lanze in der Pranke.

Genau in dem Augenblick wandte Lady Sarah noch einmal den Kopf.

Die Blicke des Untiers und des Menschen trafen sich. Die Horror-Oma sah die hervorquellenden Augen, die sie in ihrer Kälte an Wasser erinnerten, und sie bemerkte, wie die Echse ihr Maul aufriss, wobei sie gleichzeitig die Pranke anhob.

Ihre Absicht war klar, sie wollte die Lanze schleudern und Lady Sarahs Rücken damit treffen.

Für einen Moment schien die ältere Frau zu Eis erstarrt zu sein. Ihr Gesicht spiegelte den Schrecken wider, alles an ihr erstarrte, und da warf das Echsenwesen sein tödliches Instrument.

Lady Sarah aber schleuderte die Erstarrung von sich weg, sie wich

aus und hätte es vielleicht nicht geschafft, wenn sie nicht über eine am Boden stehende Kiste gestolpert wäre.

Dieser wirkliche Zufall rettete ihr das Leben. Die Horror-Oma glaubte, ein sausendes Geräusch zu vernehmen, so nahe zischte die Lanze an ihr vorbei, dann wuchtete sie in das Gehäuse einer Uhr, durchschlug dies und landete zwischen altem Zinngeschirr, das scheppernd umfiel.

Dieses Geräusch mobilisierte auch Mrs. Goldwyn. So einfach wollte sie sich nicht unterkriegen lassen. Zudem hatte sie Glück im Unglück, denn sie war nicht zu Boden gefallen, sondern auf die Truhe, und sie hielt das Buch sowie ihren Stock fest.

Lady Sarah kletterte über die Kiste, lief zwei Schritte und verschwand im ersten Verkaufsraum. Jetzt deckte sie die Trennmauer der beiden Räume gut ab.

Es war zu hören, wohin sie flüchtete, denn zu rennen, ohne irgendwo anzustoßen, gelang wohl keinem in diesem Laden. Mrs. Goldwyns Fluchtweg war gespickt mit Geräuschen, aber sie kam unangefochten an die Tür, nahm die Klinke in die Hand und drehte sich noch einmal um, bevor sie die Tür aufriss. Von ihren Verfolgern sah sie keine Spur mehr.

Sie mussten aufgegeben haben oder hatten sich ganz einfach zurückgezogen, um vielleicht eine bessere Gelegenheit abzuwarten.

Dass Sarah Goldwyn etwas Brisantes unter ihren Arm geklemmt hatte, war ihr überdeutlich klar gemacht worden. Dieses Buch musste es in sich haben.

Sie stolperte aus dem tief liegenden Laden ins Freie und hätte fast die erste Treppenstufe übersehen. Soeben noch konnte sie das rechte Bein heben, erreichte die Stufe und lief schwankend die schmalen, aber hohen Steinstufen hinauf.

Der Laden lag in einer kleinen Straße zwischen Brompton und Chelsea, nicht weit von der Kings' Road entfernt. Von dem Betrieb, der auf dieser bekannten Straße sonst herrschte, hatte hier nichts abgefärbt.

Zwar waren die Gehsteige nicht menschenleer, aber die kleinen Geschäfte hatten schon geschlossen, und nur ein Stück weiter hielt eine Imbissbude ihre Pforten geöffnet. Ein Ventilator drehte den Qualm und quirlte ihn nach draußen. Der Geruch von gegrilltem Hammel oder Lamm zog in Lady Sarahs Nase.

Sie gönnte sich erst einmal eine Pause und atmete einige Male tief durch. Die letzten Geschehnisse waren ihr stark an die Nerven gegangen, und diesen Dauerstress konnte kaum jemand verkraften. Ihr war klar, dass sie unbedingt die Polizei benachrichtigen musste.

Allerdings nicht das nächste Revier, sondern direkt John Sinclair, der seinerseits einiges in die Wege leiten konnte.

Aber wo telefonieren? Eine Zelle sah sie nicht. In der Imbissbude würde wohl ein Apparat stehen.

Bevor sie sich auf den Weg machte, warf sie noch einen Blick die Treppe hinunter und damit auf die Tür des Ladens. Sie war wieder zugeschwungen. In der oberen Hälfte besaß sie einen milchig gelben Glaseinsatz, der kaum einen Blick durchließ.

Lady Sarah konnte auch keinen Schatten ausmachen. Hinter der Tür bewegte sich nichts. Sie konnte sich ferner nicht vorstellen, dass die Monstren auf sie warteten, die würden eine andere Gelegenheit suchen, um an das Buch zu gelangen.

Ja, das Buch. Lady Sarah schaute es an. Sie wollte es nicht so unter den Arm geklemmt lassen. Aber es war zu groß, um es woanders zu verstauen. Die Handtasche hatte sie sowieso im Geschäft gelassen. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als es weiterhin so zu halten. Mit dem Buch näherte sie sich der Imbissbude, vor der einige Mopeds standen.

Nicht nur der Geruch nach altem Fett drang durch das obere Drittel der ehemals grün lackierten Tür, sondern auch Musikfetzen. Da orgelte eine Musikbox, und als Lady Sarah eintrat, sah sie die Rücken einiger junger Leute, denen wohl die Fahrzeuge draußen gehörten.

Die Burschen drehten sich um, als Mrs. Goldwyn den Laden betrat.

Auch der Verkäufer, ein südländischer Typ mit Schnauzbart und Kochmütze auf dem Kopf, wandte den Kopf. Seine Augen weiteten sich erstaunt.

Lady Sarah wunderte sich, wie glatt ihr ein Gruß über die Lippen floss.

Die Jugendlichen grinsten. »Hast du Hunger, Oma?« fragte einer und schob Lady Sarah einen Teller mit gebratenen Fleischstücken zu.

»Nein, danke, ich möchte telefonieren.«

Der Griller wischte sich die Hände an einer schmuddeligen Schürze ab. »Kostet aber.«

»Ich bezahle sofort.« Sie gab dem Mann eine Münze und bekam dafür das Telefon, einen alten schwarzen Apparat, auf dessen Kunststoff ebenfalls eine glänzende Fettschicht lag.

Die Nummer des Oberinspektors kannte Mrs, Goldwyn auswendig.

Jetzt hoffte sie nur, dass John Sinclair zu Hause war. Sie hatte Pech.

»Keine Verbindung?« fragte der Koch und schnitt ein Stück Fleisch in lange Streifen.

»Leider nicht, aber ich versuche es woanders.«

Lady Sarah wählte die Nummer des Chinesen Suko. Diesmal hatte sie Glück. Suko hob ab.

»Sarah Goldwyn.«

»Hallo, was ist geschehen?«

»Ein Mord!« erwiderte Lady Sarah trocken. Die anderen hatten mitgehört. Die Burschen an der Verkaufstheke hörten auf zu kauen,

und der Koch bekam Kugelaugen.

Lady Sarah sagte nicht viel. Das brauchte sie auch nicht. Suko reagierte sehr schnell. Er ließ sich nur die Adresse durchgeben und bat die Horror-Oma um Himmels willen zu warten.

»Bringen Sie John mit?« fragte sie zum Schluss.

»Nein, der ist unterwegs.«

»Sein Pech. Aber ich müsste ihn dringend sprechen.«

»All right, ich sage Shao Bescheid, dass sie ihn vorwarnt.«

»Gut.«

Damit war das Gespräch beendet. Lady Sarah legte den Hörer auf und nickte den Anwesenden zu. Dann verließ sie die Imbissbude. Die Gäste aber starrten ihr mit offenen Mäulern nach. So etwas hatten sie noch nie erlebt.

***

»Wollt ihr mich eigentlich ärgern?« Der Mann, der diese Frage stellte, war Chiefinspektor Tanner, und er sah so aus, als wollte er vor Wut seinen alten Hut aufessen, behielt ihn aber auf dem Kopf und legte sein zerknittertes Gesicht in noch größere Falten.

Suko stand neben ihm und grinste. »Was wollen Sie, Chiefinspektor? Sie haben nun mal Dienst…«

»Ach, hören Sie auf. Ich wäre um 22 Uhr nach Hause gegangen und hätte noch den Geburtstag meines Schwagers mitfeiern können, aber wie ich sehe, kann ich den in den Mond schreiben.«

»Sie können ja morgen zum Frühschoppen gehen«, erwiderte der Chinese trocken.

»Da muss ich wieder in den Dienst.« Tanner schaute sich bitterböse um. »Wo liegt der Tote?«

»Ich zeige Ihnen die Leiche«, meldete sich die Horror-Oma.

»Sie haben sie gefunden?«

»Nein.«

»Wieso?«

»Ich war praktisch dabei, als der Mann ermordet wurde.«

Tanner ging einen Schritt vor, damit er Mrs. Goldwyn besser sehen konnte. Er kannte sie und schüttelte den Kopf. »Sagen Sie mal, Mrs. Goldwyn, gehören Sie jetzt auch zu dem Club um John Sinclair?«

»Eigentlich nicht.«

»Da lassen Sie auch lieber die Finger davon«, erklärte Tanner. »Ich bin sowieso froh, dass ihr nicht noch John Sinclair mitgebracht habt. Wo treibt der sich überhaupt herum?«

»Vielleicht kommt er noch«, meinte Suko.

»Nein, nur das nicht.« Tanner hob beide Hände. »Lassen Sie uns reingehen, ich bin froh, wenn ich es hinter mich gebracht habe. Diese Störungen, ist ja schrecklich.« Er schüttelte heftig seinen Kopf, dass

der Hut fast noch heruntergefallen wäre.

Jetzt wurde es eng. Damit sich die Männer der Mordkommission einen Weg bahnen konnten, mussten sie erst einen Teil des alten Trödels zur Seite räumen. Das ging natürlich nicht ohne Lärm. Vieles fiel um und bildete neue Gebirge aus alten Sachen. Tanner schimpfte über den Kram, der sich hier angesammelt hatte.

Lady Sarah und Suko hielten sich zurück. Die alte Dame hatte den Inspektor mit kurzen Worten informiert, um was es eigentlich ging. Jetzt sagte sie: »Ich werde Tanner das Buch auf keinen Fall zeigen, sondern es mit zu mir nehmen.«

Suko nickte. »Und Sie können sich keinen anderen Grund für den heimtückischen Mord vorstellen, als dieses Buch?«

»So ist es.« Mrs. Goldwyn blieb stehen. »Hören Sie, Suko. Die wollten das Buch haben und nur das Buch. Hätten sie sonst versucht, mich auch umzubringen?«

»Im Prinzip ist das richtig. Es kann sich allerdings auch um die Beseitigung unbequemer Zeugen gehandelt haben.«

»O, wie vornehm ausgedrückt. Nein, nein, Suko, es ist schon so, wie ich es gesagt habe.«

»Na denn…«

»He, Mrs. Goldwyn, können Sie mal kommen?« Das war Chiefinspektor Tanner, der da gerufen hatte.

»Moment.«

Suko ging gleich mit. Die beiden bahnen sich einen Weg durch den Laden. Wer sie nicht sah, der konnte sie hören, denn sie mussten einiges zur Seite schaffen.

Der tote Mr. Peterson lag noch genau da, wo er gestorben war.

Niemand hatte etwas an der Leiche verändert, alles war gleich geblieben. Er sah schrecklich aus. Die Lanze hatte seine Brust zerstört, die Waffe selbst war allerdings von dem Mörder wieder mitgenommen worden. Suko ging an dem Toten vorbei. Mit dem Fuß trat er die Tür zum Hinterzimmer auf, wo die Mörder gelauert hatten.

Auf der Schwelle blieb er stehen. Der Raum war auch nur eine Rumpelkammer. Kisten, Kartons, Papier bildeten einen Wirrwarr. Unter der Decke hing eine nackte Glühbirne. Sie erhellte den Abstellraum nur mehr notdürftig.

Suko sah sie nicht, er konnte sie riechen. Und als er diesen nach Pech und Schwefel stinkenden Geruch aufgenommen hatte, da wusste er Bescheid.

Ja, das waren die echsenköpfigen Monstren des Spuks gewesen, die hier aufgeräumt hatten. Reste des Nebels, der sie umwallte, hingen noch immer in der Luft.

Tanner trat neben ihn. »Hier stinkt es nach Hölle«, stellte er fest.

Der Chinese lachte auf. »Da haben Sie recht, mein Lieber. Hölle ist

der treffende Ausdruck.«
»Und der Teufel hat den Mord begangen, wie?«
Suko schüttelte den Kopf. »Nein, Chiefinspektor, nicht der Teufel, aber einer, der ihm in nichts nachsteht, hat die Untat wohl befohlen.«
»Dann kennen Sie den Mörder?«
»Den Anstifter.«
»Und wer ist das?«
Suko lächelte hölzern. »Ich sage Ihnen gleich, dass Sie ihn kaum fassen können…«
»Weiß ich«, knurrte Tanner. »Sie und Sinclair, ihr beide seid ja nicht normal.«
»Der Spuk.«
»Wo spukt's?«
»Ich meine damit, dass der Spuk diesen schrecklichen Mord wohl befohlen haben muss«, erklärte Suko.
Tanner legte zwei Finger gegen sein Kinn. »All right«, meinte er nach einer Weile des Nachdenkens. »Sie haben es mit dämonischen Wesen und Mördern zu tun, ich muss mich ebenfalls mit Killern herumschlagen. Nur sind das normale Menschen. Eines ist allerdings gleich. Beide müssen ein Motiv haben, um jemand umzubringen. Welches Motiv könnte dieser Killer hier gehabt haben?«
»Das weiß ich nicht.« Suko log gut, aber Tanner glaubte ihm nicht.
»Nein, mein Lieber. Sie wissen sicherlich Bescheid und wollen es mir nicht sagen.«
»Wenn es wirklich so wäre, Chiefinspektor, wäre Ihnen doch damit auch nicht geholfen – oder?«
»Ja, das stimmt irgendwie.«
»Sie geben den Fall ja doch ab. Eins kann ich Ihnen allerdings sagen. Ich habe das Gefühl, dass dieser Mord erst der Anfang einer Schreckensserie ist.«
»Machen Sie mich nicht sauer.«
»Ich nicht, die anderen.«
»Sie meinen, dass noch mehr Morde passieren?«
»Hoffentlich nicht.« Der Chinese schaute auf die Uhr. »Brauchen Sie mich eigentlich noch?«
»Nein, Sie nicht, aber Mrs. Goldwyn.«
Suko winkte ab. »Sie wird ihre Aussage sicherlich bereits gemacht haben.« Er verließ den Raum und hatte mit seiner Vermutung recht gehabt. Sarah Goldwyn war verhört und ihre Aussagen protokolliert worden. Einem Abmarsch stand eigentlich nichts im Wege, die Horror-Oma musste nur noch ihre Handtasche mitnehmen.
»Und den Dreck lässt er uns zurück«, beschwerte sich Tanner beim Abschied. »Wieder ein Grund mehr, meinem Neffen abzuraten.«
»Wovon?«

Tanner setzte eine Leidensmiene auf. »Der Junge will unbedingt zur Polizei und hat sich schon angemeldet. Als ob es keine anständigen Berufe geben würde.«

»Da sagen Sie was«, grinste Suko. »Ich brauche Sie mir nur anzuschauen, dann werde ich direkt unanständig.«

»Jetzt haut aber ab.«

Draußen vor der Tür fragte Lady Sarah: »Ist der eigentlich immer so grantig?«

»Klar, manchmal noch grantiger, aber er ist einer der besten, die die Polizei hat.«

»Das glaube ich.«

»Wie sollen wir es machen?« fragte Suko. »Haben Sie sich schon etwas ausgedacht?«

»Ja, Suko. Ich wäre dafür, wenn wir uns trennen. Das heißt, ich fahre nach Hause und bereite schon einiges vor. Sie und John können dann nachkommen.«

Suko runzelte die Stirn. »Ist das nicht ein wenig gefährlich?«

»Wieso?«

»Wegen der Monstren. Die könnten versuchen, sich das Buch noch zurückzuholen.«

»Nein, die werden sich erst einmal etwas Neues einfallen lassen müssen. So schnell geht das nicht.«

»Gut, dann beeilen wir uns. Es kann nicht lange dauern, bis John wieder zurück ist.«

»Wo steckt er eigentlich?« fragte die Horror-Oma.

»Tut mir leid, darüber kann ich nichts sagen. Sollte er nicht frühzeitig genug erscheinen, ich komme auf jeden Fall.«

»Ja, das ist gut.«

Suko zeigte auf seine Maschine. »Wollen Sie mitfahren?«

Lady Sarah legte den Kopf schief. »Haben Sie einen zweiten Helm?«

Suko war verdattert. »Ja, aber nicht mit.«

»Dann nehme ich mir ein Taxi.« Die Horror-Oma lächelte. »Oder glauben Sie, dass diese Fahrt meine erste gewesen wäre? Wenn Sie der Meinung waren, haben Sie sich getäuscht.« Sie nickte Suko zu und meinte: »Beim nächsten Mal denken Sie an den zweiten Helm.«

Dann ging sie davon, und der Inspektor schaute ihr kopfschüttelnd nach. Diese Frau passte wirklich in keine Schublade und war für eine Überraschung immer gut.

***

Zwei gefährliche Dämonen standen sich gegenüber. Zwei Wesen aus dem Schattenreich und dennoch unterschiedlich wie Feuer und Wasser, obwohl beide im Prinzip die gleichen Ziele verfolgten.

Da war auf der einen Seite die Frau. Beim ersten Blick nicht als

Schwarzblütlerin zu erkennen, im Gegenteil, sie machte den Eindruck einer Figur, wie man sie in den Bond-Filmen zu sehen bekommt.

Sex, gepaart mit Härte, Raffinesse und einer unbeugsamen Gewalt.

Als Standardkleidung bevorzugte sie schwarzes weiches Leder, dessen Oberseite einen matten Glanz aufwies. Es umschmeichelte ihre Figur, lag eng auf, und sie bewegte sich darin wie in einem Trikot. Schwarz war auch die Haarflut, die ihr bis auf die Schultern fiel und ein Gesicht umrahmte, das eine unnatürliche Blässe aufwies, wie bei einem Toten, der lange schon im Sarg gelegen hatte und noch nicht in das Stadium der Verwesung übergeschritten war.

Noch ein Kennzeichen besaß dieses Wesen. Es war die Maschinenpistole, die sie immer als ihren Bräutigam bezeichnete, und die sie nie aus den Augen ließ, sondern lässig um ihre Schultern gehängt hatte. Ersatzmagazine trug sie bei sich, sogar eins mit Silberkugeln, und das war das Außergewöhnliche an ihr. Denn Vampire kämpfen normalerweise nicht mit Silberkugeln. Sie hatten davor eine höllische Angst, denn das geweihte Silber war für sie tödlich.

Derjenige, der sie nicht kannte, hätte sie nie im Leben für eine Blutsaugerin gehalten, aber Barbara Pamela Scott, die auch Lady X genannt wurde, war nun mal ein Vampir. Geworden durch einen dummen Zufall, aber es ließ sich nicht mehr ändern.

Wenn sie die Lippen zurückschob, dann kamen die beiden spitzen Vampirhauer zum Vorschein. Sie wuchsen aus dem Oberkiefer.

Zusammen mit Lady X waren sie immer auf der Lauer nach einem schnellen Biss.

Diese Untote hatte es tatsächlich geschafft, die Führung der Mordliga an sich zu reißen. Niemand hätte es wohl raffinierter anstellen können als sie, denn durch hervorragendes Taktieren war es ihr gelungen, Konkurrenten auszuschalten, wie Lupina, die Königin der Wölfe. Und als Dr. Tod sein Ende erlebte, da hatte sie blitzschnell geschaltet und sofort die Führung der Mordliga an sich gerissen. Ihr gehorchten Xorron, Herr der Zombies und Untoten, aber auch Vampiro-del-mar, der Kaiser der Vampire, wie er sich immer selbst nannte. Letzterer hatte sich nur widerwillig den Befehlen der Lady X gebeugt, musste jedoch einsehen, dass sie die besseren Karten hatte, denn sie konnte sich auch unter Menschen bewegen, ohne aufzufallen, was Vampiro-del-mar oder Xorron auf keinen Fall gelungen wäre.

Lady X war gierig, doch sie war nicht so vermessen genug, um nun alles an sich reißen zu wollen. Sie kannte ihre Grenzen, und sie kannte vor allen Dingen auch die Stärken der mächtigen Dämonen, über die sie keinerlei Befehlsgewalt besaß, und die ihr Treiben sehr aufmerksam beobachteten.

Dazu gehörte auch der Spuk! Er war Herrscher im Reich der

Schatten.

In seiner Dimension erlebten die schwarzen Seelen getöteter Dämonen eine ewige Qual und Hölle, und vor dem Spuk hatte selbst Asmodis Respekt, der sich in letzter Zeit sehr zurückgehalten hatte, neue Pläne schmiedete, um die Vernichtung seiner Tochter Asmodina vergessen zu machen. Solo Morasso, der die Teufelstochter umgebracht hatte, konnte er nicht mehr töten. Der war bereits erledigt, aber es gab andere, um die er sich kümmern konnte.

In die Welt des Spuks war Lady X durch den Würfel des Unheils gelangt. Wer ihn besaß, der hatte auch die Macht, denn der Würfel ließ sich nach den Wünschen seines Besitzers manipulieren. Er produzierte das, was sein Besitzer wollte. Eine unfassbare, unerklärliche und unheimliche Magie steckte in ihm, und wie sie in den etwas milchig aussehenden Würfel gelangt war, wusste keiner zu sagen. Die Herkunft des Würfels lag im Dunkeln, doch er musste uralt sein, vielleicht sogar älter als die normale Welt…

Und älter als die normale Welt war auch der Spuk. Ein ungewöhnlicher Dämon, ein Wesen, das in die Schattenwelt passte, denn es war selbst nur ein Schatten.

Wenn man es beschreiben wollte, fiel es schwer, denn der Spuk war irgendwie gestaltlos. Seine Umrisse ließen sich nie genau festhalten, sie waren in ständiger Bewegung, sie wallten, sie vibrierten, aber eine Grundform blieb trotzdem vorhanden.

Den Spuk konnte man mit einer Gestalt vergleichen, die eine lange Kutte trug und eine Kapuze über den Kopf gestülpt hatte. So in etwa wirkte er.

Er saß auf seinem Thron aus Knochen. Sie schimmerten bleich und gelblich in dieser ansonsten von unheimlichen Schwaden durchzogenen Welt, in der es nur das Grauen gab, und die noch schreckliche Geheimnisse bereithielt, die außer dem Spuk kein Mensch kannte.

Lady X hatte sich mit Hilfe des Würfels selbst in die Welt des Grauens geschafft, weil sie den Spuk brauchte. Sie wollte mit ihm einen zeitlich begrenzten Pakt schließen, denn es war etwas geschehen, das die Dämonenwelt auf keinen Fall reaktionslos hinnehmen konnte.

Nicht das Buch der grausamen Träume war plötzlich aufgetaucht, sondern ein anderes, was fast ebenso gefährlich war. Gefährlich für die Dämonenwelt, wenn es in die falschen Hände geriet.

SIEBEN SIEGEL DER MAGIE. So lautete der Titel des Buches.

Dahinter verbarg sich etwas sehr Gefährliches, und wer dieses Wissen besaß, der konnte zumindest einen Teil der dämonischen Welt vernichten, denn in diesem geheimnisvollen Buch standen Erklärungen, die auf keinen Fall in die falschen Hände gelangen durften.

Und mit dem Begriff »falschen Händen« war eigentlich nur ein Mann gemeint. John Sinclair!

Noch hatte er das Buch nicht, noch wusste er nichts davon, doch alle Anzeichen deuteten darauf hin, dass er es bald bekommen würde. Das wäre fatal gewesen, denn der Inhalt des Buches war von einer ungeheuren Brisanz. Schließlich ging es um ein großes Geheimnis. Das des Kreuzes.

Auf diesen alten Seiten stand genau zu lesen, wer das Kreuz erschaffen hatte und welch eine Bewandtnis es damit hatte. Wenn es John Sinclair gelang, die Geheimnisse zu enträtseln, bekamen einige Schwarzblütler das große Flattern.

Auch der Spuk war sich seiner Stellung nicht sicher, und er hatte in den zeitlich befristeten Pakt mit Lady X eingewilligt. Siegessicher war er gewesen, eine Kleinigkeit wäre es für ihn, sich das Buch zu beschaffen, doch seine Diener versagten, und das wurmte den Herrn der Schatten mächtig. Zudem war Lady X noch gekommen, um ihm das Versagen vorzuhalten, und das ärgerte den Spuk noch mehr.

»Es ist doch seltsam, dass sich deine Diener nicht in der Lage befanden, das Buch an sich zu bringen, wo Sinclair ihnen als Gegner nicht gegenüberstand.«

Der Spuk bewegte sich unruhig auf seinem Knochenthron. Seine Gestalt zuckte ein paar Mal, er sah die Stufen und dachte daran, dass Sinclair es fast geschafft hatte, Solo Morasso an dieser Stelle zu erledigen. Inzwischen hatte sich einiges geändert. Die Vorzeichen waren andere geworden, und Lady X regierte die Mordliga. Klar, dass sie auch darauf erpicht war, John Sinclair das geheimnisvolle Buch nicht in die Hände fallen zu lassen, und der Spuk musste einsehen, dass man seinen Dienern eine Schlappe beigebracht hatte. Die wollte er auswetzen.

»Du sagst ja nichts«, höhnte Lady X.

»Ich habe die Lage eben falsch eingeschätzt«, erwiderte der Spuk. »Tut mir leid, es wird mir nicht noch einmal passieren.«

Lady X lachte heiser. »Das fällt dir ein wenig spät ein. Inzwischen kann es John Sinclair gelingen, sich des Buches zu bemächtigen. Er ist wie ein Bluthund. Hat er einmal eine Spur aufgenommen, wird er sie auch weiter verfolgen.«

»Dann werden wir etwas dagegen tun.«

Lady X verzog die Mundwinkel. »Die Worte habe ich schon einmal von dir gehört. Das Resultat kennen wir beide.«

»Diesmal packen wir es.«

»Ich hoffe es in unserem Interesse, denn Sinclair darf das Buch nicht bekommen.«

»Jetzt hat es eine andere.«

Die Vampirin nickte. »Ja, das weiß ich. Der Würfel zeigte es mir an.

Diese Spur ist wie ein Faden, die man zum Glück nicht aus den Augen verlieren kann. Es befindet sich in den Händen einer Frau. Sarah Goldwyn heißt sie. Und diese Frau ist sehr alt, aber dennoch schlau, denn sie weiß genau, wie die Welten zusammengesetzt sind. Sie kennt sich in Dämonologie aus, ihr Wissen ist grandios, das hat sie schon des öfteren unter Beweis gestellt.«

»Willst du es ihr abnehmen?« fragte der Spuk.

»Ja.«

»Allein?«

Wieder lachte Lady X. »Du machst es dir einfach. Nein, Spuk, du sollst auch deinen Teil daran mittragen und nicht hinterher nur die Früchte ernten. Ich will, dass du oder deine Schattendiener dabei sind, wenn wir das Haus dieser Frau stürmen, sie umbringen und das Buch an uns nehmen.«

»Ich bin einverstanden!« dröhnte aus der Schwärze die dumpfe Stimme des Dämons.

Die Scott nickte zufrieden und schlug dabei gegen ihre MPi, wobei sie noch die Lippen zurückzog und ihre spitzen Zähne zeigte. »Diesmal wissen wir, was auf uns zukommen kann, und wir werden keine Fehler machen, das ist sicher.«

»Vielleicht gelingt uns noch ein weiterer Fischzug«, bemerkte der Spuk mit dumpfer Stimme.

»Und der wäre?«

»John Sinclair. Seinen Tod…«

***

Lady Sarah Goldwyn wohnte in dem Londoner Stadtteil Mayfair, einem altehrwürdigen englischen Ort, in dem es schmucke Häuser gab, zahlreiche Parks, kleine, ruhige Straßen und der Wohnwert sich in den Mieten niederschlug.

Miete jedoch brauchte Lady Sarah nicht zu zahlen. Sie bewohnte ein altes Haus allein. Einer ihrer verstorbenen Männer hatte es ihr hinterlassen, und sie fühlte sich dort äußerst wohl, denn sie hatte das Haus nach ihren Vorstellungen umbauen und auch ausbauen lassen.

Das Taxi brachte die Horror-Oma bis dicht vor die Haustür. Sie zahlte, stieg aus, hatte noch ein freundliches Wort für den Fahrer und stieß das kleine Tor des Vorgartens auf. Über den schmalen plattierten Weg schritt sie auf die Haustür zu, wobei sie sich ein paar Mal umschaute und das wertvolle Buch nach wie vor fest unter den Arm geklemmt hielt. Es war niemand da, der sie verfolgte, sie hatte sich umsonst Sorgen gemacht, doch das schlechte Gefühl ließ sich einfach nicht abschütteln.

Lady Sarah hatte zuviel schon erlebt, sie wusste genau, dass die Dämonen niemals aufgaben, und hinter dem Buch waren sie besonders

her. Fast bereute sie es, nicht auf Sukos Vorschlag eingegangen zu sein, denn allein fühlte sie sich doch ein wenig einsam in dem leeren Haus.

Da sah man schon mal Gespenster, wo keine waren. Besonders wenn eine echte Bedrohung in der Luft lag, wurden die Nerven strapaziert.

Vor der Tür blieb sie stehen, schaute noch einmal in die Runde und holte erst dann den Schlüssel hervor. Dreimal drehte sie ihn im Schloss, bevor sie die Tür aufstoßen konnte.

Der Flur war gefliest. Er hatte noch sein altes Flair behalten, ebenso wie das gesamte Haus, das die Jahrhundertwende schon erlebt hatte, inzwischen jedoch modernisiert worden war.

Lady Sarah machte erst einmal Licht. Die düsteren Schatten wichen der Helligkeit, und die Horror-Oma atmete auf. Mit Licht sah die Welt schon ganz anders aus.

Sie legte ihren Mantel ab und hängte ihn an die Garderobe. Dann strich sie durch ihre grau gewordenen Haare und ordnete ihre Ketten, die so etwas wie ein Markenzeichen für sie waren, denn Kettengeklirr kündigte immer das Kommen der Horror-Oma an.

Rechts lag das Wohnzimmer. Eingerichtet mit alten Möbeln und ungemein gemütlich. John Sinclair fühlte sich dort immer sehr wohl, er kam gern zu Besuch, um ein wenig zu plaudern. Sie überlegte, ob sie noch das Holz im Kamin anzünden sollte, entschied sich dann anders, das Buch war wichtiger.

Sie wollte es lesen, aber zuvor musste sie Tee zubereiten. Das gehörte nun einmal dazu.

Ihre Küche war modern eingerichtet. Da fehlte es an nichts, was die Arbeit so bequem wie möglich machte. Lady Sarah ließ Wasser in den Kessel laufen und stellte ihn dann auf den Herd. Aus einem Regal nahm sie die Teedose. Nie hätte sie sich dazu bereit erklärt, einen Teebeutel aufzugießen, so etwas war unter ihrer Würde. Als Engländerin musste man den Tee einfach zubereiten, wie es schon die Vorfahren getan hatten.

Das Buch hatte sie im Wohnraum gelassen. Während das Wasser kochte, wollte sie in dem Wälzer blättern.

Kaum stand der Teekessel auf der Platte, als sich das Telefon meldete.

Der Apparat befand sich im Wohnraum, und Lady Sarah war beim ersten Klingeln zusammengezuckt, dann sagte sie sich, dass es bestimmt jemand vom Sinclair-Team war, der anrief, und sie beeilte sich, in das andere Zimmer zu gelangen, wo sie den Hörer abnahm.

»Ja…«, meldete sie sich.

Mrs. Goldwyn bekam keine Antwort. Sie wusste überhaupt nicht, ob sich jemand am anderen Ende der Leitung befand, denn sie vernahm nicht einmal ein Atmen.

Kalt floss es der Horror-Oma über den Rücken. Nicht, dass sie starke Angst bekommen hätte, aber dieser Anruf war ihr nicht geheuer. Er klang so nach Kontrolle.

Noch einmal hakte sie nach. Als sie wiederum keine Antwort bekam, legte sie auf.

Für einige Sekunden blieb sie in der Haltung stehen. Den Arm vorgestreckt, die Hand auf dem Hörer. Sie hatte die Lippen zusammengepresst und atmete durch die Nase. Sollte sie John Sinclair oder Suko von dem Anruf in Kenntnis setzen? Vielleicht war es besser, andererseits wollte sie nicht die Pferde scheu machen. Vielleicht hatte sich wirklich jemand verwählt, ein unhöflicher Mensch unter Umständen, der seinen Fehler nicht zugeben wollte.

Sie schüttelte den Kopf, ließ den Hörer los. Zudem wartete das Teewasser.

Sarah Goldwyn machte kehrt und verließ das Zimmer. Sie wollte den Tee fertig haben, wenn John Sinclair und Suko kamen, und sie legte auch ein wenig Gebäck heraus. Immer wieder drehten sich ihre Gedanken um das Buch. Sie konnte es kaum erwarten, darin zu lesen, und es fiel ihr schwer, den allgemeinen Aufgaben nachzugehen.

Das Wasser war jetzt gut. Es hatte genau die richtige Temperatur und stand dicht vor dem Sprudeln. Lady Sarah nahm den Teekessel und goss das Wasser aus dem schmalen Hals in die Kanne. Sie schaute durch die Öffnung, sah die Dampfschwaden, nahm bereits das Aroma wahr und lächelte.

Der Tee würde gut werden und sie einen Teil des Schreckens vergessen lassen. Für Lady Sarah bedeutete eine gute Tasse Tee eben alles. Sie brauchte ihn, um innerlich zur Ruhe zu kommen. Auf einem Tablett brachte sie die Sachen ins Wohnzimmer und stellte sie ab.

Einige Minuten musste der Tee noch ziehen. Die Zeit wollte Mrs. Goldwyn nutzen. Sie nahm das Buch und ließ sich in den Sessel fallen, der so bequem war und dessen Rückenlehne bis zum Kopf reichte.

Die Horror-Oma schaute auf das Deckblatt. Deutlich sah sie die stilisierten Teufelsköpfe, Fratzen, die abstoßend wirkten, und sie fragte sich, ob das Buch dem Teufel gewidmet war.

»Sieben Siegel der Magie«, murmelte die alte Dame. »Ein seltsamer Titel, aber interessant.« Sie schüttelte den Kopf und dachte an den armen Mr. Peterson. Er hatte wegen dieses Buches sterben müssen.

Nach Lady Sarahs Ansicht enthielten die Seiten magischen Zündstoff.

Sie zögerte sogar, das Buch aufzuschlagen. Bevor sie sich entschloss, es dennoch zu tun, warf sie einen scheuen Blick nach rechts, wo auch die beiden Fenster lagen.

Sie hatte die Vorhänge nicht vorgezogen und konnte einen Blick durch die Scheiben werfen. Dahinter lag die Dunkelheit. Manchmal bekam sie einen hellen Streifen, wenn Autos mit eingeschalteten

Scheinwerfern vorbeihuschten. Doch sehr schnell war alles vorbei.

Obwohl die Heizung nicht eingeschaltet war, empfand es Lady Sarah als sehr warm. Sie merkte, dass sie innerlich erwärmt wurde, das Blut schien schneller durch ihre Adern zu fließen und sich dabei aufzuheizen.

Lady Sarah beobachtete ihren Körper genau. Diese Reaktion gefiel ihr überhaupt nicht. Sie hob die Hand, wischte über die Stirn und fühlte die Schweißperlen, die sich dort angesammelt hatten. Zudem war die Haut warm geworden.

Hatte sie etwa Fieber?

Wenn dies stimmte, wäre es unnatürlich gewesen, denn sie fühlte sich nicht krank, sondern völlig in Ordnung. Dennoch rauschte das Blut in ihrem Kopf.

»Das Buch«, flüsterte Lady Sarah. »Es muss dieses verfluchte Buch sein.« Zweimal zuckte ihre Hand. Sie war drauf und dran, das Buch wieder fortzuwerfen, dann gewann die klare Überlegung die Oberhand.

Sie hatte so viele Bücher gekauft oder irgendwie anders erworben, und es waren Folianten darunter, die sich mit den finstersten Kapiteln Schwarzer Magie beschäftigten, aber nie hatte sie so ein seltsames Gefühl dabei gespürt. Das war nur bei diesem Buch der Fall.

Einen Rückzieher zu machen, hatte keinen Sinn. Lady Sarah schalt sich eine alte Närrin. Kurzentschlossen schlug sie den Buchdeckel zurück und begann, auf gut Glück zu blättern.

Mrs. Goldwyn nahm mehrere Seiten zwischen die Finger, schlug ein paar Mal um, sah die Texte, aber auch die Abbildungen. Es war kein bewusstes Lesen, sie las nicht einmal Stichworte und nahm die Abbildungen eigentlich nur mehr am Rande wahr.

Dann aber zuckte sie zusammen, als hätte ihr jemand einen Peitschenhieb gegeben.

Ihr war etwas ins Auge gefallen, sie hatte es zwar nur für den Bruchteil einer Sekunde gesehen, aber dieser Eindruck war hängen geblieben. Hastig nahm Lady Sarah die Brille hoch, die sie an einer Kette um den Hals hängen hatte, und setzte sie auf. Mit der Brille sah sie besser, und sie musste einige Seiten zurückblättern, um die Zeichnung wieder zu finden.

Auf der rechten Seite des Buches war sie abgedruckt. Lady Sarah schluckte aufgeregt. Plötzlich vibrierten ihre Nerven, die Lippen zuckten, und aus ihren Poren drang der Schweiß.

Nein, es gab keinen Zweifel. Das, was dort abgebildet war, kannte sie, hatte sie schon des öfteren gesehen.

John Sinclairs Kreuz!

***

Ich hatte das Radio eingeschaltet und hörte die Musik trotzdem nicht, weil meine Gedanken zu weit weg waren. Sie beschäftigten sich noch immer mit dem, was kürzlich hinter mir lag.

Der große Punkt hieß Lupina. Mein Gott, sie lebte. Sie hatte vor mir gestanden, und sie war keine Nachbildung gewesen, so sicher war ich mir. Ich hatte die Königin der Wölfe in der Vergangenheit genau kennen gelernt, mir war alles an ihr bekannt, und man konnte mich einfach nicht täuschen.

Und es war zum erstenmal ein Treffen gewesen, wo wir uns nicht bekämpften, das kam noch hinzu. Lupina stand nicht auf meiner Seite, sie würde auch nie auf meiner Seite stehen, und doch hatte sie mich gewarnt. Irgend etwas braute sich über meinem Kopf zusammen wie ein Gewitter. Und dieses Gewitter, diese drohenden Wolken mussten irgendwie mit meinem Kreuz zusammenhängen.

Ein Unbekannter hatte ein Spiel angefangen, das ich nicht durchleuchten konnte.

Aber was hatte dieser Unbekannte vor, dass selbst Lupina, die ja zu den Schwarzblütlern gehörte, für eine Zeit auf meiner Seite stand?

Konnte es auch ihr gefährlich werden? Fürchtete sie sich ebenfalls vor dem Plan des Unbekannten?

Alles wies darauf hin. Es konnte auch sein, dass man sie aus dem Spiel genommen hatte, einfach deshalb, weil die anderen vielleicht nicht ahnten, dass sie noch existierte.

Eine wirklich seltsame Sache das Ganze, und die Fragen wurden nicht weniger, je länger ich über dieses Phänomen nachdachte. Unwillkürlich lenkte ich nur mit einer Hand und tastete mit der anderen nach meinem Kreuz.

Wie immer hing es vor meiner Brust. Und noch längst nicht war es mir gelungen, seine Geheimnisse zu enträtseln. Ich wusste nur von seiner ungemein starken magischen Kraft, aber die Herkunft des Kreuzes lag im Dunkeln.

Eine Spur führte zu den Makkabäern, dieser alten, christlichen Sekte, die in Kleinasien existiert hatte. Die Makkabäer nannten sich Söhne des Lichts, auch mich hatte man mit diesem Begriff getauft, damals, als ich den ersten Kontakt mit dem Seher hatte und das Buch der grausamen Träume näher kennen lernte. War ich vielleicht ein »Sohn« der Makkabäer?

Eine sehr wagemutige Schlußfolgerung, über die ich lächeln mußte, aber sie war nicht von der Hand zu weisen, und das Gegenteil hatte mir bis heute niemand bewiesen.

Längst hatte mich die Millionenstadt London wieder geschluckt.

Abendlicher Verkehr rollte durch die Straßen. Der eigentlich schwarze Himmel wurde vom Widerschein zahlreicher Lichter erhellt. Diesen milden Septemberabend nutzten zahlreiche Nachtschwärmer

aus, um sich zu vergnügen. Man konnte noch im Freien sitzen und dort sein Bier trinken.

Zweimal geriet ich in einen Stau und ärgerte mich, da ich gern so rasch wie möglich zu Hause sein wollte, denn Suko würde sich wundern, wenn er erfuhr, wie mein Treffen mit Lupina ausgegangen war. Wie ich ihn kannte, war auch er sicherlich interessiert daran zu erfahren, was es mit dem Kreuz nun genau auf sich hatte und welches Geheimnis innerhalb des Kruzifixs steckte.

Je näher ich der eigentlichen City kam, um so massiver wurde der Verkehr. Zudem demonstrierte noch eine Gruppe junger Menschen nahe des Hyde Parks, wo eine Straße gesperrt worden war und ich einen Umweg fahren musste.

Zwanzig Minuten später schließlich rollte ich in die große Tiefgarage ein, die zu dem Haus gehörte, in dem ich meinen Wohnsitz besaß.

Sukos Maschine sah ich nicht, was mich wunderte. Mein Freund und Kollege war unterwegs.

Ich stieg aus und schlenderte auf den Fahrstuhl zu, der mich in die Höhe katapultieren sollte.

Wenig später stand ich vor meiner Wohnungstür, schloss auf, machte Licht und holte mir erst einmal einen Schluck zu trinken. Während der Fruchtsaft in meine Kehle rann, dachte ich wieder an Suko. Mich interessierte es sehr, wo er hingefahren war, deshalb verließ ich meine Wohnung wieder und ging eine Tür weiter, hinter der Shao und Suko gemeinsam lebten.

Als ich klingelte, wurde sofort geöffnet. Shao stand vor mir. Ihre Augen waren groß, und sie hatte eine Hand gegen ihre Brust gepresst.

»Ein Glück, dass du gekommen bist, John.«

Mein Lächeln gefror mir auf den Lippen. »Wieso? Was ist geschehen? Ich habe festgestellt, dass Sukos Harley nicht unten in der Tiefgarage steht, und da wollte ich dich fragen, wohin er gefahren ist.«

»Da solltest du auch hin.«

»Sag schon.«

»Suko ist zu Sarah Goldwyn gefahren.«

Ich runzelte die Stirn und blies gleichzeitig die Wangen auf. Mit allem hatte ich gerechnet, damit allerdings nicht. Das war mehr als überraschend für mich. Zu Sarah Goldwyn, der Horror-Oma, war mein Freund also hin, aber was wollte er denn da, und das fragte ich die Chinesin auch.

Shao schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, John. Wenigstens nicht genau. Glaube allerdings, dass es bei dem Besuch um ein Buch gegangen ist.«

»Welches Buch?«

»Keine Ahnung.«

»Besteht denn Grund zur Gefahr?«

Shao nickte heftig. »Soviel ich weiß, hat es sogar einen Mord gegeben.«
Das wurde ja immer schlimmer. »Einen Mord? Hast du dich da nicht verhört?«
»Nein.«
»Wer ist umgebracht worden?«
»Ein Antiquitätenhändler, bei dem Mrs. Goldwyn war und das Buch erworben hat.«
»Ist ihr etwas passiert?«
»Glaube ich nicht.«
Ich dachte nach. Bisher hatte sie unser Gespräch zwischen Tür und Angel abgespielt, und dort gibt es bekanntlich kein Telefon. Deshalb fragte ich Shao: »Darf ich mal?«
»Entschuldige.« Sie gab den Weg frei.
Ich ging ins Wohnzimmer, wo ich auch das Telefon fand. Einen Moment musste ich nachdenken, denn mir fiel die Nummer der Horror-Oma nicht ein. Dann wusste ich sie wieder, wählte sie und war überrascht, dass ich keine Verbindung bekam, gleichzeitig auch beunruhigt. Shao war neben mich getreten.
»Was ist denn?« fragte sie, als ich den Hörer wieder auflegte.
»Die Leitung ist tot«, murmelte ich.
»O Gott.« Sie presste ihre Hand auf den Mund.
»Sag mal, Shao, wann ist Suko eigentlich gefahren?«
»Eine genaue Uhrzeit kann ich dir nicht geben, aber du kennst ihn ja. Er fährt immer ziemlich zügig und müsste eigentlich schon bald da sein.«
»Dann hat es wohl keinen Sinn, wenn ich die uniformierten Kollegen alarmiere.«
»Dazu kann ich nichts sagen.«
Ich dachte einen Moment nach. »Okay, ich fahre auch hin. Halte du hier die Stellung.«
»John!« An der Tür erreichte mich die Stimme der Chinesin, und ich drehte mich um.
»Was ist denn?«
»Bitte, John, sei vorsichtig. Und gib Bescheid, wenn irgend etwas ist.«
Ich lächelte. »Natürlich.« Dann fuhr ich wieder mit dem Lift nach unten. Selten war er mir so langsam vorgekommen, wie in diesen Minuten.
Kaum hatte ich die Garage verlassen, als ich den Magnethalter mit dem Blaulicht auf das Dach des Wagens setzte.
Jetzt wurde es höchste Eisenbahn…

***

»Das Kreuz«, flüsterte Sarah Goldwyn. »Mein Gott, es ist tatsächlich

das Kreuz.« Die Horror-Oma schüttelte den Kopf und starrte die Zeichnung an. Da stimmte jedes Detail, sogar die beiden Buchstaben J und S. Die Abkürzung für John Sinclair. Aber wie konnten diejenigen, die das Kreuz erschaffen hatten, bereits wissen, was es mit John Sinclair einmal für eine Bedeutung haben würde?

Eine unwahrscheinliche und rätselhafte Begebenheit tat sich da vor den Augen der alten Dame auf. Und sie allein hielt den Schlüssel zu einem der bestgehütetsten Geheimnisse in den Händen. Sie besaß das Buch, und wenn es ihr gelang, den Textteil, der sich mit dem Kreuz beschäftigte, zu enträtseln, dann konnte sie vielleicht das Geheimnis lüften.

Der Gedanke daran ließ sie schwindeln. Was John Sinclair und seine Freunde jahrelang zu bekommen versucht hatten, das lag nun vor ihr.

Sie konnte es schaffen.

Vor Aufregung zitterten ihr die Hände. Sogar der Tee war vergessen.

Außerdem hätte sie es jetzt doch nicht geschafft, ihn einzuschenken, sie war viel zu aufgeregt.

Wieder fiel ihr Blick auf das Kreuz. Schwarz waren die Umrisse gezeichnet. Obwohl das Buch wirklich sehr alt war, hatte diese Zeichnung die Zeit noch gut überstanden. Da musste ein Künstler am Werk gewesen sein, vielleicht hatte er auch seine Eingebung von einer anderen Seite bekommen, von höheren Mächten, die man mit dem Sammelbegriff Geister umschreiben konnte.

Lady Sarah atmete schwer. Mit dem Erwerb dieses Buches hatte sie eine gewaltige Verantwortung übernommen. Sie drückte wie eine schwere Last, und dann spürte sie etwas, das sie ansonsten kaum bemerkt hatte. Es war das Alleinsein.

Überdeutlich kam es ihr in diesen so entscheidenden Augenblicken zu Bewußtsein. Sie war sehr allein, und sie hielt den Schlüssel eines Geheimnisses in der Hand.

Lady Sarah legte das Buch aufgeschlagen zur Seite und schaute auf die Uhr.

Warum war Suko denn noch nicht erschienen? Wenn er hier gewesen wäre, sähe alles schon anders aus. Das Buch bedachte sie mit einem skeptischen Blick, sie schielte auf das abgebildete Kreuz, jetzt hätte sie eigentlich Zeit gehabt, den Text zu studieren, aber sie traute sich einfach nicht, denn sie wusste nicht, ob sie die Brisanz dieser Zeilen verkraften konnte.

Von diesem Buch ging etwas so Geheimnisvolles, vielleicht auch Gefährliches aus, das sie erschreckte. Und auch die Wohnung kam ihr plötzlich anders vor. Nicht mehr anheimelnd oder gemütlich, nein, sie bekam das Gefühl einer Beklemmung und glaubte, von zahlreichen Augen beobachtet zu werden.

Vielleicht saßen sie auch in den Nischen und Winkeln, wo sie auf

ihre Chance warteten, das Buch in die Hände zu bekommen. Lady Sarah dachte wieder an die echsenköpfigen Monstren. Sie wusste, dass sie Diener eines gefährlichen Dämons waren, der sich Spuk nannte und in einem Reich des Schreckens regierte. Von dort steuerte und lenkte er alles. Einmal hatte er verloren, aufgeben würde er deshalb nicht. So gut kannte Lady Sarah die Dämonen.

Sie erhob sich.

Das Gefühl der Bedrohung hatte zugenommen. Da lauerte etwas, der Schrecken war nicht fassbar, aber der Körper der alten Dame reagierte wie ein Seismograph, er gab die Eindrücke nach außen weiter, und auf ihrer Haut bildete sich ein Schauer.

Lady Sarah stand auf. Das Licht, sonst immer so gemütlich, wirkte plötzlich düster und gefährlich. Es ließ einen Teil des Raumes im Schatten, und die alte Dame spürte, wie ihre Knie anfingen zu zittern.

Es war doch besser, wenn sie sich wieder hinsetzte, und sie ließ sich schwer in den Sessel fallen. Er wippte noch nach, als er ihr Gewicht spürte. Lady Sarah Goldwyn atmete nur durch den offenen Mund. Jetzt merkte sie, dass sie nicht mehr die Jüngste war, auch das Herz schlug schneller, sie vernahm die Schläge im Kopf als einen Widerhall.

Das Buch wurde ihr immer unheimlicher. Ging die Bedrohung, die sie spürte und die unsichtbar in diesem Zimmer lag, tatsächlich von ihm aus? Hatte sie sich mit dem Leihen des Buches ein schwarzmagisches Kuckucksei ins Nest gelegt?

Alles war möglich, man konnte nichts außer acht lassen, und die Bedrohung empfand sie von Sekunde zu Sekunde stärker. Sie drehte den Kopf. Wenn die Gefahr schon lauerte, dann wollte sie wissen, wo.

Ihr Blick traf eines der beiden Fenster. Hinter den Scheiben war nichts zu erkennen. Im Moment fuhr kein Wagen vorbei, aber war da nicht ein Schatten? Bewegte sich etwas hinter der Scheibe? Das Gesicht der Mrs. Goldwyn spannte sich. Die Lippen bildeten einen Strich. Sie konzentrierte sich, denn sie wollte wissen, was dort geschah. Plötzlich glaubte sie nicht mehr an eine Einbildung, denn die Schatten dort waren existent.

Wer verbarg sich da?

Lady Sarah öffnete und schloss ihre Hände. Schweiß hatte sich auf den Flächen gesammelt und bildete dort eine glitschige Bahn. Sie drehte den Kopf, sah das Telefon, aber sie fand einfach nicht die Kraft, aufzustehen und hinzulaufen.

Minuten waren für sie zu kleinen Ewigkeiten geworden, die von der Angst diktiert wurden.

Und da geschah es. Mrs. Sarah Goldwyn sah es nicht. Sie hörte es nur.

In ihrem Rücken vernahm sie das berstende Splittern, wirbelte sitzend herum und sah, wie die Glassplitter der Fensterscheibe ins

Zimmer geschleudert wurden.

Aber nicht nur sie. Zusammen mit den Resten der Scheibe hechtete eine unheimliche Gestalt durch das Viereck. Eine Mischung zwischen Mensch und Bestie.

Lupina!

Sie hatte sich nicht völlig verwandelt. Noch immer trug sie den menschlichen Kopf, aber die vorgestreckten Pranken waren die eines gefährlichen Werwolfs.

Und sie hechtete durch die Scheibe, kam wie ein abgeschossener Pfeil in das Zimmer, in dem Lady Sarah saß, die Augen aufgerissen hatte und in ihrem Schrecken erstarrt war.

Ja, das war, der richtige Ausdruck. Erstarrt im Schrecken, denn sie war unfähig, sich zu rühren. Mit einer Gefahr hatte sie gerechnet, ja, direkt darauf gewartet, aber dass dieses Monstrum auftauchen würde, das überraschte sie doch.

Ihr Blick zuckte weiter, erfasste das Fenster und stellte fest, dass die Werwölfin nicht allein gekommen war. Sie hatte Verstärkung mitgebracht.

Viel war nicht zu sehen, aber die kalten, gnadenlosen, gelben Augenpaare reichten der Horror-Oma völlig. Sie musste feststellen, dass sie in der Klemme saß.

In einer tödlichen Klemme…

Der Weg zum Fenster war ihr ebenso versperrt, wie der zur Zimmertür, denn dort lauerte Lupina.

Ihr war gelungen, sich nach dem gewaltigen Sprung katzengewandt abzurollen und riss dabei die Telefonschnur aus der Wand. Sie bewies, was sie konnte, und sie stand blitzschnell wieder auf den Beinen, wobei sie ihr Opfer fixierte.

Wollte sie töten?

Lupina war nicht die erste Wölfin im Haus der Sarah Goldwyn. Damit hatte die Horror-Oma ihre Erfahrungen, und es war ein Werwolf gewesen, der sie und John Sinclair überhaupt bekannt gemacht hatte.

Noch deutlich konnte sie sich erinnern. John hatte ihn fertiggemacht, über den damals noch nicht ausgebauten Speicher gejagt und im Hinterhof schließlich erledigt.

An diesen ersten Werwolf-Besuch musste Sarah Goldwyn trotz der schrecklichen Lage denken. Aber damals hatte ihr jemand geholfen, heute stand sie allein, und sie war sicher, dass Lupina einen Anruf nicht zulassen würde.

Nein, keine Hilfe…

Der Krach der zerbrechenden Fensterscheibe war Lady Sarah wie eine Explosion vorgekommen, nun empfand sie die Stille als doppelt schwer.

Noch immer hockte sie in ihrem Stuhl, das Herz schlug kräftiger,

sämtliches Blut war aus ihrem Gesicht gewichen, und sie starrte die seltsame Werwölfin an, die sie aus gierigen, kalten, erbarmungslosen Augen taxierte und sich jetzt bewegte.

Dies geschah gleitend, es entstand kein Geräusch, ging in aller Lautlosigkeit vor sich, und Lady Sarah empfand gerade die Stille als beklemmend.

Die Horror-Oma war wirklich nicht auf den Mund gefallen. Sie kam mit allen Leuten zurecht, sie konnte aber auch sehr drastisch werden, was sie bereits ein paar Mal vorexerziert hatte. In diesem Fall aber schnürte ihr die Angst die Kehle zu.

Unbewusst zog sie die Schultern hoch, am liebsten hätte sie sich verkrochen, doch sie konnte sich nicht in der Rückenlehne verstecken, das war unmöglich.

Lupinas ebenmäßiges Gesicht verzog sich in die Breite. Es sollte wohl ein Lächeln darstellen, doch es wurde nicht mehr als eine Grimasse, die Lady Sarah eine noch größere Angst einjagte. Sie holte ein paar Mal tief Luft, erst dann konnte sie sprechen, allerdings so leise, dass sie ihre eigenen Worte kaum verstand.

»Was wollen Sie?«

»Kannst du dir das nicht denken?« fragte Lupina.

Doch, Lady Sarah konnte es, aber sie wagte einfach nicht, das Wort auszusprechen.

»Das Buch?«

»Ja, ich will es!«

Da zuckte Mrs. Goldwyn zusammen. »Woher weißt du, dass ich das Buch habe?«

Lupina lachte kalt. »Woher ich das weiß? Ich sehe und weiß alles. Meine Wölfe sind überall, nur ihr Menschen seht sie nicht. Ihr seid zu arrogant, aber in den Nächten, da kommen sie aus den Slums, laufen durch die Straßen, und dann ist die Großstadt, dieser menschliche Müll, ihr Reich. Und ich bin ihre Herrin, ich Lupina, die Königin der Wölfe. Wir haben überlebt, wir werden überleben, denn wir sind älter als die Menschen. Die Zeit der Wölfe kommt, verlasst euch darauf.« Während dieser Worte schienen in ihren Augen Blitze zu funkeln, und dann sprang sie mit einem Satz vor, streckte ihre Pranken aus, die augenblicklich das Ziel fanden.

Es war das Buch!

»Sieben Siegel der Magie!« flüsterte Lupina. »Sieben schwarzmagische Siegel, ich werde sie in meinen Besitz bringen!« Sie lachte grell und unmenschlich, bevor sie das Buch zusammenklappte.

»Alle wollen es haben, ich aber werde es bekommen, denn niemand kann mich heute noch daran hindern.«

»Und dann?« Lady Sarah wunderte sich selbst, woher sie die Kraft nahm, überhaupt die Frage zu stellen, doch Lupina kam nicht mehr

dazu, eine Antwort zu geben. Etwas anderes störte.

Ein Geräusch klang von draußen durch das zerstörte Fenster. Es war der satte Sound eines fahrenden Motorrads, das abgebremst wurde.

Die Horror-Oma wusste, was das zu bedeuten hatte, und der Schrecken fraß sich wie ein Eiszapfen in ihr Herz. Suko war gekommen!

***

So sehr es sich Suko auch gewünscht hätte, aber er hatte auf John Sinclair nicht mehr warten können. Die Zeit drängte zu stark, und dass die andere Seite alle Mittel einsetzte, hatte Suko erlebt. Er brauchte nur an Mr. Peterson zu denken, den niemand mehr ins Leben zurückrufen würde.

Es kam Suko gelegen, dass er die Harley fuhr. Eine schnelle Maschine, der keine Lücke zu klein war.

Schon oft genug hatte er Lady Sarah besucht. Er kannte auch Schleichwege und umging die Ströme Vergnügungssüchtiger, die sich an diesem milden Frühherbstabend durch London wälzten.

In Mayfair herrschte zwar auch noch Betrieb, nur hielt der sich in Grenzen. Suko empfand das Geräusch seiner Maschine schon fast als störend.

Die Horror-Oma wohnte in einer ruhigen Straße. Jedes Haus hatte hier seinen Vorgarten, und auf den Gehsteigen wuchsen noch Bäume, die oft älter waren als die Häuser.

Eine kleine Idylle, an die sich jeder Bewohner festklammerte und sie auf keinen Fall zerstören wollte.

Als Suko in die Straße einbog, verringerte er augenblicklich seine Geschwindigkeit. Er wich einem entgegenkommenden Fahrzeug aus und fuhr noch langsamer.

Nicht alle Häuser lagen im Dunkeln. Vor oder über den Türen brannten Lichter. Manche hatten die Form von Laternen, andere wiederum von Kugeln oder Vierecken.

Bei Lady Sarah brannte keine. Ein wenig wunderte Suko das schon, denn sonst ließ sie das Licht immer brennen, wenn sie Besuch erwartete.

Obwohl Suko einen Parkplatz vor dem Haus hätte bekommen können, fuhr er ein Stück weiter, brachte die Harley auf den Bürgersteig und bockte sie zwischen zwei Bäumen auf. Den Helm nahm er ab, schnallte ihn fest und überprüfte seine Waffen. Dämonenpeitsche, Beretta, Stab – es war alles da.

Auf der Straße war es ruhig. Weder Verkehr noch Menschen störten den Chinesen. In Mayfair ging man früh zu Bett. Und doch spürte Suko, dass irgend etwas in der Luft lag. Der Hauch einer Gefahr, einer tödlichen Gefahr sogar. Er konnte dabei nicht sagen, was es genau

war, doch Suko glaubte nicht an eine Täuschung.
Er blieb stehen.
Noch befand sich der Chinese auf der Straße, aber er hielt sich bereits nahe des Vorgartens auf und verschmolz mit dem Schlagschatten des Eisenzauns.
Er lauerte.
Schräg schaute er dabei zum Haus hin. Im Zimmer brannte Licht.
Suko kannte den zur Straße hin liegenden Raum, in dem Lady Sarah sich so gern aufhielt und auch ihre Gäste empfing. Der immer etwas anheimelnd wirkende Schein schimmerte durch die Büsche und verlor sich innerhalb des Gartens, den Lady Sarah bepflanzt hatte und Suko es deshalb schwer fiel, ihn zu erforschen.
Da konnte sich jemand verstecken, ohne dass er von der Straße aus bemerkt wurde.
Suko löste sich von seinem Platz, öffnete das Tor und bewegte sich langsam über den schmalen Plattenweg in Richtung Haustür. Seine Sinne waren gespannt, den Reißverschluss der Lederjacke hatte er nach unten gezogen. Es kostete ihn einen blitzschnellen Griff, dann hielt er die Waffe in der Hand.
Lichter. Geisterhaft huschten sie durch den Garten. Strichen über die Büsche, ließen sie für einen winzigen Moment klar und deutlich erscheinen, bevor sie wieder verschwanden.
Suko hatte genau hingeschaut und seine Schritte dabei gestoppt. Eine verdächtige Gestalt oder mehrere davon hatte er nicht gesehen, dafür jedoch etwas blitzen sehen.
Suko hatte sofort an Splitter oder Scherben gedacht. Zudem lagen sie nicht allzu weit vom Fenster entfernt.
Sein Verdacht, dass etwas nicht stimmte, erhärtete sich mittlerweile.
Irgend jemand musste Lady Sarah einen Besuch abgestattet haben, wobei Suko sich fragte, ob nicht auch die Diener des Spuks noch einmal zugeschlagen hatten.
Als Suko dann die zerbrochene Fensterscheibe entdeckte, wusste er Bescheid. Er rief den Namen der Frau.
Einen Herzschlag später gellte deren Stimme auf. »Achtung, Suko, sie lauern draußen!«
Der Chinese zuckte herum, seine Hand wollte an die Waffe, doch die Werwölfe hatten alle Vorteile für sich. Es war ihnen gelungen, Suko aufzulauern. Aus ihren Verstecken schossen sie raketengleich hoch, und der Inspektor sah sich gleich vier Gegnern gegenüber.
Zeit, seine Waffe zu ziehen, hatte er nicht mehr. Er musste sich schon etwas einfallen lassen. Und das tat er.
Die Werwölfe glaubten, mit Suko leichtes Spiel zu haben. Sie warfen sich einfach auf ihn, ohne irgendeine Kampftaktik einzusetzen, was dem Inspektor natürlich gelegen kam. Er griff in die Trickkiste, und

bevor die Werwölfe ihn noch berührten, da hatte er sich den ersten bereits gepackt, herumgehebelt und fortgeschleudert, aber so, dass die Gestalt gegen zwei andere Bestien fiel und diese mit zu Boden riss.

Suko wich mit einem gewaltigen Sprung zurück. Er wollte Distanz zwischen sich und seinen Gegnern schaffen, die sich allmählich erholten und wütende, knurrende Laute ausstießen.

Besonders deutlich sah Suko in der Dunkelheit ihre Augenpaare. Sie leuchteten wie kalte, gelbe Flecken, waren ständig in Bewegung und auch einmal verschwunden, ein Zeichen, dass die Bestien Deckungsmöglichkeiten suchten, um sich anzuschleichen.

Der Chinese lächelte kalt. Die Suppe wollte er ihnen versalzen. Längst hielt er seine Beretta bereit. Er wollte die verfluchten Wölfe in einen Regen aus geweihten Silberkugeln laufen lassen und sie somit vernichten.

Allerdings hatten sich bei Suko auch Fragen eröffnet. Gerechnet hatte er höchstens mit den Schattenwesen des Spuks, nicht mit Werwölfen.

Wo kamen diese plötzlich her?

Eine Frage, die ihm Sarah Goldwyn beantworten konnte, von ihr allerdings war nichts zu hören. Sie musste sich im Haus befinden, und Suko dachte darüber nach, ob die vier Wölfe sie vielleicht schon umgebracht hatten oder sich noch welche im Haus befanden.

Er schielte kurz zum Fenster. Da war nicht viel zu sehen. Ein viereckiger erleuchteter Fleck, mehr nicht.

Die ganze Sache gefiel ihm überhaupt nicht. Man hatte ihn in die Defensive gedrängt, und bei einem zweiten Angriff würden die Wölfe sicherlich nicht mehr so einfach zu überraschen sein.

Überhaupt ein Wahnsinn, sich mitten in Mayfair und einer bewohnten Gegend mit Wölfen herumzuschlagen. Das glaubte kein Mensch.

Sukos Blicke waren nach vorn gerichtet, wo seine Gegner zwischen den angepflanzten Gebüschen lauern mussten. Der Inspektor wusste, dass nicht weit entfernt von ihm ein Rosenstrauch stehen musste. Er war hochgewachsen und hatte seine Zweige kelchförmig ausgebreitet.

Leider trug er noch seine Blätter, so dass sich hinter ihm jemand ausgezeichnet verbergen konnte.

Es war gut, dass Suko eben diesen Strauch besonders im Auge behielt.

Sonst hätte er die Bewegungen der Blätter vielleicht nicht bemerkt und auch nicht das gelbe Augenpaar, das plötzlich wie zwei helle Schlitze zwischen ihnen leuchtete.

Die Augen bewegten sich nicht.

Suko hob seinen rechten Arm. Er zielte genau, über Kimme und Korn.

Seine Lippen bildeten einen Strich, er wollte mit dem ersten Schuss treffen. Im nächsten Augenblick überwand er den Druckpunkt.

Ein fahles Leuchten vor der Mündung. Dann der etwas helle, peitschende Klang der Waffe. Eine tödliche Musik für den Werwolf, dessen Augenpaar in Bewegung geriet, hin- und herzuckte und dann nicht mehr zu sehen war.

Dafür peitschten die Zweige des Rosenstrauchs, sie wurden gebogen, knickten ab, ein heulender Schrei hallte durch die Stille, der in ein hohes Wimmern überging. Suko hatte getroffen.

Tief holte er Luft.

Jetzt musste auch Bewegung in die anderen Bestien kommen, sie würden sicherlich nicht auf ihren Plätzen bleiben, die Stellungen wechseln, und Suko war darauf gefasst, sofort zu feuern.

Da geschah etwas anderes.

Eine kalte Frauenstimme klang auf. Hinter Suko, wo sich auch das beleuchtete Fenster befand. Und jedes einzelne Wort war für den Inspektor wie ein Stich ins Herz.

»Wenn du noch einmal schießt, ist sie tot, Chinese! Dreh dich um, damit du siehst, dass ich nicht bluffe!«

Suko rieselte es kalt über den Rücken. Sein Verdacht, den er eigentlich nicht hatte wahrhaben wollen, bestätigte sich nun. Im Haus lauerte noch eine Bestie. Und das war ausgerechnet Lupina!

Die Königin der Wölfe hatte sich die beste Position ausgesucht. Sie wartete dort, wo sie niemand vermutete, und während Suko sich vorsichtig in die Höhe schraubte, sich dabei noch umdrehte, spreizte er sicherheitshalber die Arme vom Körper ab.

Er sah sie am Fenster. Lupina und Lady Sarah.

Sie standen dicht nebeneinander. Lupina hielt keine sichtbare Waffe, aber ihre gefährlichen Pranken waren Waffen genug. Damit konnte sie einem Menschen mit einem Schlag die Kehle auffetzen, und ihre beiden Pranken befanden sich sehr dicht am Hals der Horror-Oma.

Sie selbst wirkte wie versteinert. Kein Muskel zuckte in ihrem Gesicht. Sie stand nur da und starrte auf den Chinesen, wobei Suko nicht einmal wusste, ob sie ihn überhaupt wahrnahm. Für sie schien das Geschehen ein Alptraum zu sein.

Suko nickte. »Okay«, sagte er, »du hast gewonnen, Lupina.«

»Das will ich meinen.«

In Sukos Kopf überschlugen sich die Gedanken. Er hatte zuerst an eine Täuschung oder Falle geglaubt und nie damit gerechnet, dass Lupina tatsächlich noch lebte. Ihr Anblick bewies ihm das Gegenteil. Die Königin der Wölfe existierte nach wie vor. Sie war auch keine Täuschung, sondern eine verdammte Realität.

Ihr Lachen klang zischend, als sie sagte: »Und jetzt wirf die Waffe weg! Danach kommst du ins Haus.«

»Okay.« Der Inspektor sah ein, dass er die wesentlich schlechteren Karten in den Händen hielt, er musste sich den Befehlen der

Werwölfin fügen, sonst war die Horror-Oma verloren.
Die Beretta warf er in Richtung Fenster. Und zwar so, dass Lupina es sehen konnte.
»Gut!« lobte sie ihn, »sehr gut. Nur hast du noch etwas vergessen, mein Lieber. Die Dämonenpeitsche.«
Dass sie daran gedacht hatte, bewies dem Chinesen ihre Schläue. Er atmete tief ein, ließ sich seine herbe Enttäuschung nicht anmerken, holte die Dämonenpeitsche hervor und schleuderte sie dorthin, wo bereits die Beretta lag.
Lupina war zufrieden. Daran zu merken, dass sie ein dumpfes und heiser klingendes Knurren ausstieß. Dann gab sie den nächsten Befehl.
»Komm langsam zu mir.«
Auch das tat Suko. Er schritt auf die Hauswand zu, und stoppte erst, als er dicht unter dem Fenster stand.
Jetzt konnte er die Horror-Oma besser sehen. Sie hielt sich erstaunlich tapfer, obwohl in ihren Augen die Angst um ihr Leben schimmerte.
Aber sie schrie und weinte nicht, ihr Blick war einzig und allein auf Suko gerichtet.
Wenn er ihn recht deutete, dann gab Mrs. Goldwyn ihm zu verstehen, dass er auf sie keinerlei Rücksicht nehmen sollte. Daran dachte Suko nicht. Sarah Goldwyns Leben war wichtiger.
Neben ihrem Kopf sah er das Gesicht der Lupina. Es war höhnisch verzogen, ein Zeichen des Triumphs, und der Inspektor konnte nicht mehr an sich halten, er musste die Frage stellen.
»Wie kommt es, dass du noch lebst, Lupina?«
Die Königin der Wölfe lachte scharf und zischend. »Wie es kommt? Ich weiß es, aber ich werde es dir auf keinen Fall unter die Nase reiben. Die Schwarze Magie kennt Mittel und Wege, die euch Menschen verschlossen bleiben. Hütet euch vor den Wölfen, sie halten noch so manche Überraschung bereit.«
Das fürchte ich auch, dachte Suko. Weiterhin fragte er sich, was Lupina jetzt vorhatte.
Er brauchte nicht lange zu warten, denn die Werwölfin befahl ihm, ins Haus zu kommen. »Aber hübsch vorsichtig, und lass dir nur keine Tricks einfallen.«
»Nein, nein, es geht schon…«
»Bleib immer an der Hauswand.«
Suko dachte nicht daran, sich den Anordnungen zu widersetzen. Er dachte nur an Sarah Goldwyn, denn ihr Leben wollte er unbedingt retten. Der Inspektor schritt über die weiche Gartenerde, ging auch über erstes, bereits abgefallenes Laub und erreichte den Eingang schließlich von der Seite. Dabei schaute er nach links und erschrak.
Lupina musste ihren Helfern irgendein Zeichen gegeben haben, denn

die drei übriggebliebenen Bestien trauten sich aus ihren Verstecken hervor und näherten sich ebenfalls der Haustür, die allerdings verschlossen war, wie Suko feststellen konnte.

So musste er warten.

Die Wölfe kamen näher. Gefährliche Bestien, fixiert auf Töten. Gelb und grausam leuchteten ihre Augen, die Schnauzen waren halb geöffnet, hell schimmerten die Zähne und dazwischen auch der schaumige Geifer.

Beim ersten Wolf rann er sogar über die untere Hälfte der Schnauze.

Ein Bild des Schreckens, wie sich die drei Bestien aus dem Dunkel lösten und sich dem Inspektor im Halbkreis näherten, der nicht zurück konnte, weil sich hinter ihm die Tür befand und den Weg absperrte.

Suko war ehrlich genug, um sich die eigenen Fehler einzugestehen, die er gemacht hatte. Er hätte Sarah Goldwyn nicht allein lassen, sondern sie mitnehmen sollen, nun war es zu spät. Er musste sehen, dass er aus dieser Situation herauskam.

Und Hilfe war weit. John Sinclair hatte sich mit Lupina treffen wollen.

Außerhalb Londons. Bis er Bescheid wusste, dauerte es noch etwas, wie Suko sich ausrechnete.

Ein Schritt trennte ihn noch von den Bestien. Sie waren erregt, hatten die Vernichtung ihres Artgenossen mit ansehen müssen, und nun stand derjenige vor ihnen, der die Schuld daran trug. Es war fast unwahrscheinlich, dass sie Suko in Ruhe lassen würden, und der Inspektor rechnete auch mit einem Angriff.

Drohend klang das Knurren und Fauchen, das ihm entgegenschwang.

Ein Vorspiel, eine gefährliche Warnung, an ihn gerichtet, und Suko glaubte nicht daran, dass sich die drei Bestien an die Befehle der Lupina halten würden.

Er hatte recht. Plötzlich warfen sie sich vor.

Drei Werwölfe gegen einen Unbewaffneten, das war selbst für einen Kämpfer wie Suko zuviel. Er riss noch die Arme als Deckung vor sein Gesicht, dann prallte der erste gegen ihn…

Suko spürte den Ansturm. Er sah die gefährliche Schnauze dicht vor seinem Gesicht, rammte den angewinkelten Arm vor und traf mit dem Ellbogen die Fratze der Bestie.

Ausschalten konnte er sie mit dieser Aktion nicht. Der Werwolf wurde nicht einmal zurückgeschleudert, denn in seinem Rücken drängten die beiden anderen nach und nagelten den Chinesen förmlich an die Haustür fest.

Suko empfand in diesen Augenblicken eine schreckliche Angst. Die konnten ihn fertig machen, töten, zerreißen, doch es geschah etwas, womit er nicht gerechnet hatte.

Die Tür flog auf.

Sie wurde von innen aufgerissen, und Suko war ebenso überrascht wie die drei Bestien. Der Mensch und die Werwölfe verloren den Halt.

Rücklings wurden alle vier in den Hausflur geschleudert, wo sie keinerlei Halt fanden und zu Boden gingen.

Suko fiel als erster, die Bestien prallten dabei auf ihn und drückten ihn noch härter gegen die Fliesen. Somit war der Chinese zur Bewegungsunfähigkeit verurteilt, zudem lagen zwei Wölfe so auf seinen Armen, dass er sie auch nicht mehr hochdrücken konnte.

Jetzt hatten die Bestien die einmalige Chance, Suko mit ihren Zähnen zu zerreißen.

»Lasst ihn!« Hart wie ein Pistolenschuss peitschte der Befehl durch den langen Flur. Lupina hatte ihn ausgestoßen, und auf ihre Königin hörten die Bestien.

Plötzlich fühlte sich Suko von einem Druck befreit, die Bestien erhoben sich, blieben aber in gespannter Haltung um Suko herum stehen und beobachteten ihn aus kalten, gnadenlosen Raubtieraugen. Aus den Mäulern tropfte noch immer der Geifer. Er fiel nach unten und nässte Sukos Kleidung.

Lupina trat in den Kreis. Sie hatte Sarah Goldwyn losgelassen und gegen eine Wand gestoßen, wo sie stehen blieb und nicht wagte, sich zu rühren. Lupina aber baute sich so auf, dass Suko ihr aus seiner Lage ins Gesicht schauen konnte.

Ihr Gesicht verzog sich zu einem kalten Lächeln. »Denk nur nicht, Chinese, dass ich dich aus reiner Freundlichkeit geschont habe, dein Tod ist beschlossene Sache, aber ich will dir etwas zeigen, und ich verlange eine Antwort von dir.«

»Was willst du mir zeigen?«

»Steh auf!«

Suko schaute noch die drei Bestien an und legte sich danach auf die Seite. Er stemmte sich hoch und stand.

»Geh ins Zimmer!«

Suko wusste, welcher Raum gemeint war, denn die Tür dazu stand offen. Er konnte auch das zerbrochene Fenster sehen und erkannte, dass zwei Möbelstücke umgekippt waren.

Bevor er sich in Bewegung setzte, wurde Lady Sarah von zwei Bestien gepackt und von der Wand weggezogen. Dabei drang kein Laut über ihre Lippen, die alte Dame hielt sich erstaunlich tapfer.

Die Werwölfe gingen rauh mit ihr um. Am rechten Arm wurde das dunkelblaue Kleid zerrissen, auch eine Kette hielt nicht mehr, und die einzelnen Perlen fielen klackernd zu Boden. Sie schoben die Horror-Oma zuerst in den Raum. Suko folgte. Eingerahmt von Lupina und einem Werwolf.

»Da, auf dem runden Tisch liegt es«, sagte die Königin der Wölfe. »Sieh es dir an.«

Der Chinese ging vor. Mit dem Gegenstand war das Buch gemeint, das er bereits gesehen hatte. Irgend jemand hatte es aufgeschlagen. Beim Näherkommen erkannte Suko eine Zeichnung, und er sah sie deutlicher, als er vor dem Tisch stand.

Auch er war überrascht, denn die Zeichnung stellte haargenau John Sinclairs Kreuz dar.

»Na, was sagst du?« höhnte Lupina.

»Ich… ich weiß es nicht.«

»Willst du mich hier reinlegen? Natürlich weißt du es, das ist John Sinclairs Kreuz.«

»Das sehe ich.«

»Und weißt du auch, welch eine Bedeutung dieses Buch für uns Schwarzblütler hat?«

»Nein.«

»Darin sind die Geheimnisse des Kreuzes niedergeschrieben worden. Es klärt das Rätsel um das Kreuz. Derjenige, der es in die Hände bekommt, kann der Dämonenwelt damit einen ungeheuren und unersetzbaren Schaden zufügen. Deshalb darf dieses Buch auf keinen Fall in die Hände des Geisterjägers gelangen. Und das ist nicht nur mir bekannt, sondern auch den anderen Schwarzblütlern. Der Spuk weiß es, Lady X wahrscheinlich ebenfalls. Sie wollen das Buch besitzen, aber es gibt nur eine, die es wirklich bekommt. Das bin ich. Die Königin der Wölfe wird es an sich nehmen und es vielleicht vernichten.«

Suko wäre am liebsten in den Boden versunken. Jetzt wusste er Bescheid. Nun war ihm klar, weshalb die Dämonenwelt so hinter dem Buch her war. Wenn es tatsächlich stimmte, was Lupina gesagt hatte, dann war dieses Buch mehr als brisant.

Der Inspektor dachte an seinen Freund John Sinclair. Wie lange hatte er schon über sein Kreuz nachgedacht und herumgerätselt. Vor Suko lag die Erklärung, er brauchte nur die Hand auszustrecken, doch trotz dieser lächerlich geringen Entfernung war das Buch für ihn meilenweit entfernt. Sobald er nur den Versuch unternahm, würde die Gegenseite hart und erbarmungslos zuschlagen.

»Na, was geht jetzt in deinem Schädel vor?« höhnte die Königin der Wölfe.

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Sicher, aber ich wollte dir die kleine Freude noch gönnen, bevor dich meine Freunde zerreißen. Du hast es gesehen, das reicht.« Sie drehte sich. »Los, ihr Wölfe, packt ihn euch! Er gehört euch. Zerreißt ihn, ich will ihn nicht mehr sehen.«

»Nein!«

Zum erstenmal meldete sich Sarah Goldwyn. Sie schrie das Wort und wollte sich zwischen Suko und die Werwölfe schieben, doch ein

Prankenhieb schleuderte sie zurück.

Die Horror-Oma hatte das Gefühl, in einer Schmerzwelle zu ersticken.

Sie verlor die Umgebung aus den Augen, wusste nicht mehr, wo sie sich befand und krachte mit dem Rücken gegen die Wand, wo sie schweratmend herabrutschte.

Es war ein winziger Moment der Unachtsamkeit, den der Chinese sofort ausnutzte. Er wirbelte herum, stieß seine Fäuste vor, traf einen Werwolf, und der Treffer riss den Kopf der Bestie in den Nacken.

Als der zweite auf Suko zusprang, befand der sich schon in der Luft.

Ein Karatetritt schüttelte die Bestie durch; zu mehr Aktivitäten gelangte Suko allerdings nicht.

Lupina griff ein. Der Kerzenleuchter, den sie in der Hand hielt, bestand aus Metall. Und diesen Gegenstand hämmerte Lupina Suko in den Nacken.

Der Inspektor hatte das Gefühl, jemand würde ihm den Boden unter den Füßen wegreißen. Etwas explodierte in seinem Kopf, dann gab es nur noch das berühmte Schweben, so dass er nicht einmal merkte, wie er dumpf zu Boden schlug.

»Vielleicht ist es besser so«, stellte Lupina fest. »Dann kann er sich wenigstens nicht mehr wehren. Weg mit ihm!«

Wie ein kompaktes, lebloses Bündel lag der Chinese auf dem Boden.

Lady Sarah musste mit Schrecken ansehen, wie die drei Wölfe den sonst so gefürchteten Kämpfer packten und in Richtung Tür schleiften. Schon bald waren sie im Flur verschwunden, wo sie Suko noch zu Boden fallen ließen, bevor sie die Tür schlossen.

Ergeben schloss Sarah Goldwyn die Augen. Ihr eigener Schmerz kam ihr nicht mehr zu Bewußtsein. Viel schlimmer für sie war die Tatsache, dass sie versagt hatte und es so gut wie keine Chance mehr gab. Das Team um John Sinclair hatte verloren, daran war nichts mehr zu rütteln.

Lupina wartete, bis ihre Helfer nicht mehr zu sehen waren. Danach drehte sie sich zu Lady Sarah um. Ihre Lippen zuckten, als sie flüsterte:

»Mein Plan ist aufgegangen. Er hat voll geklappt. Lange genug habe ich daran gearbeitet. Ich habe John Sinclair weggelockt, ihn mit einigen Andeutungen auf sein Kreuz heiß gemacht, um anschließend abernten zu können. Ich war schneller als der Spuk und werde auch schneller als Lady X sein, mit der ich noch eine offene Rechnung zu begleichen habe.«

Sarah Goldwyn holte tief Atem. »Warum, um alles in der Welt, willst du noch töten, wenn du das Buch hast? Dann bist du doch der Sieger. Niemand kann dir mehr etwas. Die Menschen aber haben ein Recht auf ihr Leben. Lass es ihnen, bitte…«

»Rede nicht so dumm daher. Ich muss töten, ich will töten, damit alles aus dem Weg geräumt ist. Ich gehe den sicheren Weg.« Sie streckte bei diesen Worten ihre Pranke aus und schlug das Buch zu. Jetzt war das Kreuz nicht mehr zu sehen, nur noch der schwarze Einband. »Diesen Chinesen erledigen meine Freunde, dich aber habe ich mir aufgehoben. Jeder, der mit diesem Fall zu tun hat, darf nicht überleben. Auch du nicht, Sarah Goldwyn.« Und zynisch fügte sie hinzu. »Du bist eine alte Frau, hast dein Leben gelebt. Ob es dich gibt oder nicht, was spielt das noch für eine Rolle?«

Lady Sarah konnte nicht antworten. Dieser Zynismus und diese Grausamkeit der Worte verschlugen ihr die Sprache. Dabei hatte es so gut angefangen, doch nun war alles vorbei.

Ein Ruck ging durch die Gestalt der Wölfin. Dabei bewegte sie ihre Pranken und wollte das Buch anheben.

»Lass es liegen, Lupina!«

Eiskalt klang die Stimme. Sie bewies, dass der Mann, der die Worte gesprochen hatte, es verdammt ernst meinte. Und das spürte auch die Königin der Wölfe.

Sie zuckte zurück und drehte sich dem Fenster zu, denn dort stand der Sprecher.

Sie sah ein bleiches Gesicht, vor dem sie normalerweise keine Angst gehabt hätte, aber neben dem Gesicht glotzte sie die Mündung einer Pistole an, und sie wusste genau, dass ein Mann wie John Sinclair seine Waffe mit geweihten, für sie tödlichen Silberkugeln geladen hatte. Denn kein anderer als der Geisterjäger stand am offenen Fenster.

***

Ich war wirklich noch rechtzeitig gekommen, um auch die Unterhaltung zwischen Lupina und Sarah Goldwyn mitzubekommen.

Ich war um einiges schlauer geworden und wusste nun, weshalb die Königin der Wölfe das Treffen mit mir arrangiert hatte. Aber sie sollte sich verrechnet haben, das schwor ich mir.

»Gehen Sie in Richtung Tür, Lady Sarah«, sagte ich. »Aber vorsichtig, nicht in die Schusslinie laufen.«

Die Horror-Oma nickte hektisch. Sprechen konnte sie nicht. Ihr Blick wechselte. Einmal schaute sie mich an, dann wieder Lupina. Auf ihrem Gesicht las ich eine selten erlebte Fassungslosigkeit. Mit meinem noch rechtzeitigen Eintreffen schien sie wohl nicht mehr gerechnet zu haben.

Wie eine Marionette bewegte sie sich. Einen Arm hatte sie vorgestreckt, um etwaige Hindernisse aus dem Weg zu schieben.

Halboffen stand ihr Mund. Der Atem ging kurz und heftig.

»Nicht rausgehen!« warnte ich, als ich sah, dass sie die Tür fast

erreicht hatte. »Schlagen Sie einen Bogen und kommen Sie vorsichtig zum Fenster.« Ich musste Mrs. Goldwyn so dirigieren, ansonsten hätte Lupina eine Chance gehabt, sie zu packen.

Die Horror-Oma nickte. Sie hielt sich prächtig an meine Anweisungen, schlug auch den Bogen und hatte die Hälfte der Strecke schon gut hinter sich gebracht, als sich Lupina zum erstenmal meldete und mich dabei ansprach.

»Glaubst du wirklich, dass du gewonnen hast, Geisterjäger?«

»Ja, das glaube ich. Dir wird es nicht mehr gelingen, das Buch in die Hände zu bekommen.«

»Da wäre ich nicht so sicher.«

»Was sollte mich abhalten, es an mich zu nehmen? Du etwa, Lupina? Nein, auf keinen Fall. Dein Spiel ist beendet, es war gut eingefädelt, das gebe ich zu, aber eben nicht gut genug.«

»Und dein Freund?«

»Du meinst Suko?«

»Ja.« Sie lächelte plötzlich, und in mir stieg so etwas wie Angst hoch.

»Was ist mit ihm?« fragte ich scharf.

»Vielleicht lebt er noch, vielleicht auch nicht. Ich habe meinen drei Freunden den Chinesen zum Geschenk gemacht. Sie werden ihn zerfetzen, Sinclair!«

Das hatte ich nicht mitbekommen, wusste allerdings, dass Suko hier gewesen war, denn ich hatte seine Maschine nicht weit von meinem Bentley parken sehen.

»Stimmt das, Lady Sarah?«

»Ja, ja…«, flüsterte sie. »Diese Bestien haben Suko bewusstlos geschlagen und ihn dann weggeschafft. John, mein Junge, es ist so grauenhaft. Wir sitzen in der Klemme.«

Das saßen wir tatsächlich, und ich fragte mich, was ich nun machen sollte. Ich musste mich zwischen Suko und dem Buch entscheiden. Was war wichtiger?

Es war eigentlich keine Frage. Suko, denn er war ein Mensch. So wertvoll das Buch auch für mich sein mochte, mein Freund und Kollege ging immer vor.

»Wo ist er?«

Da lachte Lupina. »Ich habe ihn mit meinen Freunden hinausgehen lassen. Wenn du genau hinhörst, wirst du vielleicht seine Stimme vernehmen, falls er noch reden kann.«

Mich überschwemmte eine Woge der Wut. Für Sekunden sah ich wirklich rot, und Lupina schien zu merken, was in mir vorging, denn sie knurrte rauh und abgehackt. Wie sollte ich mich entscheiden?

»Na, Geisterjäger?« höhnte sie. »Das Buch oder dein Freund Suko?«

Da griff Sarah Goldwyn an. Sie sprang wirklich über ihren eigenen Schatten. »Ich nehme das Buch an mich!« rief sie und bewegte sich

bereits auf den Tisch zu.

»Vorsicht!« warnte ich, denn ich hatte gesehen, dass Lupina zusammenzuckte.

Die Horror-Oma stoppte tatsächlich. Ich hatte eingesehen, dass sie mir die einzige Möglichkeit eröffnet hatte und musste die Gelegenheit beim Schopf packen.

»Zurück, Lupina! Geh zurück, verdammt!«

Ihr Fell sträubte sich. Das Gesicht wurde zu einer Grimasse. Sie bewegte den Mund, knurrte und focht einen innerlichen Kampf aus. Sie wusste genau, dass sie Boden verlor, wenn sie sich jetzt zur Seite und damit weiter von dem Buch entfernt aufstellte.

»Ich schieße dir eine Kugel durch den Schädel!« zischte ich in ihr plötzliches Lachen hinein.

»Ja, ich gehe!« schrie sie. »Du sollst deinen Willen haben, Geisterjäger!«

Verflixt, ich hätte längst schießen sollen. Aber ich dachte im Unterbewusstsein an die Szene, als Lady X ihr eine Garbe in den Rücken geschossen hatte. Lupina hatte überlebt. Nur deshalb zögerte ich.

Lady Sarah bewegte sich ebenfalls. Starr schaute sie die Königin der Wölfe an. Die Situation stand auf des Messers Schneide. Wer hatte die besseren Nerven?

Ich vibrierte innerlich. Der Schweiß war mir aus sämtlichen Poren gebrochen, keine Sekunde durfte ich unaufmerksam sein, und dennoch hatte ich etwas ungemein Schweres vor mir. Ich musste durch das Fenster in das Zimmer klettern, wobei ich die Wölfin keine Sekunde lang aus den Augen lassen durfte.

Lady Sarah befand sich im rechten Winkel zum Fenster. Noch hatte sie den kleinen Tisch nicht erreicht. Nur zwei Schritte, dann stand sie neben ihm. Sie schaffte es.

»Und jetzt das Buch!« flüsterte ich scharf.

Die Horror-Oma nahm es an sich. Als sie es in den Händen hatte, durchlief ein Zittern ihre Gestalt. Die Nervenspannung löste sich, es konnte auch sein, dass sie so etwas wie Schmerzen verspürte, das wusste ich nicht zu sagen.

»Gut«, lobte ich sie. »Ausgezeichnet. Und jetzt gehen Sie zur Seite. Aber vorsichtig…«

»Behalte die Nerven, mein Junge«, sagte sie.

Lady Sarah war unbezahlbar. Ein Bein hatte ich schon abgewinkelt und suchte unter dem Fenster an der Mauer einen kleinen Vorsprung, wo ich mich eventuell abstützen konnte. Diesmal stand das Glück auf meiner Seite. Ich fand den Vorsprung, die Mauer war nicht so glatt.

Allerdings fanden nur meine Zehen ein wenig Halt.

Es musste reichen.

Mit der linken Hand umklammerte ich den unten laufenden Rahmen.
Er stand erhöht auf der Fensterbank. So hart es ging, griffen meine Hände zu, und dann schaffte ich es tatsächlich, hochzukommen, wobei meine Waffe nach wie vor in den Raum hineinwies und wenigstens in etwa auf Lupina zeigte.
Der Werwölfin war anzusehen, dass sie nach einem Ausweg suchte.
Ihr Blick blieb nie starr, die Pupillen bewegten sich, aber noch traute sie sich nicht.
Dann hockte ich auf der Bank. Es war eine ungemein starke Stresssituation, die ich durchmachte. Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt, und Lady Sarah würde es sicherlich nicht anders ergehen.
Wie ein Raubtier, das auf seine Beute lauert, stand Lupina da. Sie hatte noch keineswegs aufgegeben, dessen war ich mir sicher. Nein, ein Wesen wie die Königin der Wölfe kämpfte bis zum Schluss.
Ich sprang.
In dem Augenblick, als ich mich in der Luft befand und zwangsläufig nicht mehr so voll konzentriert sein konnte, da reagierte auch Lupina.
Zur gleichen Zeit geschah noch etwas anderes. Wir hörten Schüsse.
Und die waren im Haus aufgeklungen!

***

Der Treffer hatte den Inspektor im wahrsten Sinne des Wortes niedergemäht. Obwohl Suko sehr viel einstecken konnte, war er nicht in der Lage, diesen Hieb zu verkraften. Er war auf den Boden geschlagen, ihm kam es so vor, als wäre er in eine bodenlose Tiefe gefallen, die ihn wie ein gieriges Maul verschlang.
Und doch wurde Suko nicht völlig bewusstlos. Vielleicht war es sein mentales Training, das er immer durchführte, um seine geistigen Kräfte zu stärken, auf jeden Fall schaffte er es, den drohenden Wogen der Bewusstlosigkeit zu trotzen.
Suko verfiel nur in eine Art von ein Hin und Her der Psyche, ein permanentes Auf und Ab wallender Nebelschleier.
Da wurde gesprochen, aber Suko verstand kein Wort, obwohl er die Stimmen hörte. Er machte nicht einmal aus, ob es Frauen oder Männer waren, die da redeten, alles rückte in eine unauslotbare Ferne und Tiefe.
Der Inspektor war auch nicht mehr in der Lage, Gefühle zu empfinden und sie einzuteilen, er glitt hinein in eine Lethargie, wo ihm alles egal war.
Die drei Wölfe hielten ihn umkreist. Suko merkte nicht, dass sie auf ihn niederschauten, erst als eine der Bestien sich bückte und den Chinesen an der Schulter fasste, spürte er wieder etwas.
Sie wälzten ihn auf den Rücken. Danach wurde er auf die Tür

zugezogen, die schon geöffnet war. Der Körper des Chinesen schleifte vom Teppich aus auf die Steinfliesen des Flurs, und dort ließ man ihn erst einmal liegen.

Zum erstenmal empfand Suko die Kühle der Steine. Allerdings nur oberhalb des Halses, denn seine Hacken und auch die Partie darunter waren paralysiert – gelähmt.

Lupinas Schlag mit dem metallenen Kerzenständer hatte ihm jegliches Empfinden geraubt. Doch die Nebel lichteten sich. Statt dessen spürte er das Brummen und Hämmern im Kopf ein positives Zeichen, denn er bekam wieder so etwas wie Gefühl.

Suko gelang es, seine Umgebung wahrzunehmen. Da war einmal die hohe Decke über ihm. Nicht weit entfernt brannte eine Lampe.

Kugelförmig, wie ein blasser Mond erscheinend, der trotz seines nicht eben starken Lichts Suko mit der Helligkeit malträtierte, denn sie schmerzte in seinen Augen.

Er nahm auch den Geruch wahr, den die Bestien absonderten. Es war ein starker Raubtiergestank, ätzend und beißend, der Suko im Normalfall nicht viel ausgemacht hätte, ihn jetzt aber störte.

Und er erinnerte sich wieder.

Lupina hatte den Befehl gegeben, Suko zu töten. Einen fast waffenlosen Menschen, denn bis auf seinen Stab besaß Suko nichts mehr, womit er sich hätte wehren können. An den Stab kam er nicht heran, denn seine Arme gehorchten ihm nicht mehr.

Über sich hörte er das Hecheln und Knurren der gefährlichen Wölfe.

Sie hatten ein Opfer, sahen es vor sich liegen, und sie würden alles daransetzen, um ihre Blutgier zu stillen.

Wie lange gaben sie dem Chinesen noch eine Gnadenfrist?

Kaum konnte er damit rechnen. Er hatte einen von ihnen getötet, das würden die anderen nie vergessen, und Suko musste dafür mit seinem Leben zahlen.

Von Sekunde zu Sekunde ging es Suko besser. Sein mentales Training machte sich bezahlt, er sah die Welt wieder so wie sie war, aber er hätte liebend gern die Augen geschlossen vor dem, was auf ihn zukam.

Zwei Bestien beugten ihre gewaltigen Körper. Pranken streckten sich nach Suko aus, dem seine Arme nur schwerlich gehorchten und der kaum in der Lage war, eine Abwehrbewegung zu machen.

Eine halb erhobene Hand wurde rücksichtslos zur Seite geschlagen, und Suko rechnete schon mit dem alles entscheidenden Biss in seine Kehle, als die beiden Wölfe ihn halb hoch zerrten.

Sollte er im Stehen sterben?

Nein, sie hatten etwas anderes mit ihm vor und schleppten ihn in den Hintergrund des Flures, wo es nicht mehr so hell war und die schmale Treppe nach oben begann. Dicht vor den Stufen ließen sie den Inspektor wieder fallen, und Suko schlug mit dem Rücken gegen eine

Kante. Das heftige Ziehen spielte auch keine Rolle mehr innerhalb der allgemeinen Schmerzen, die den Inspektor malträtierten.

Suko war sich seiner hilflosen Lage durchaus bewusst. Er lag jetzt nicht mehr so sehr auf dem Boden, sondern hing in einer Schräglage, wobei er die Kante weiterhin im Rücken spürte. Seine Augen waren weit aufgerissen, er konzentrierte sich, atmete tief ein und aus, wobei er mit allen Mitteln versuchte, seine Schwäche zu überwinden.

Es fiel ihm schwer, so verflucht schwer. Je mehr Zeit verging, um so klarer wurde ihm, dass er es nicht schaffen konnte. Die Gegenseite war zu stark. Sie hatte zugeschlagen und gewonnen.

In einer düsteren Ecke dieses Hauses sollte Suko auf schreckliche Art und Weise sein Leben aushauchen. Und er spürte die Erregung der Bestien. Sie hatten lange warten müssen. Endlich kamen sie zum Ziel.

Der erste Werwolf griff zu. Es geschah blitzschnell. Er riss Suko in die Höhe, öffnete sein Maul, der Chinese sah die Reißzähne dicht vor sich und schloss mit seinem Leben ab.

Da fielen die Schüsse!

***

Lupina hatte gegen uns etwas unternehmen wollen, das war ihr anzumerken, ich wollte auch feuern, doch mein Finger zuckte im letzten Augenblick zurück, als ich das Rattern der Schussgarben hörte.

Ich hatte es gelernt, zwischen den einzelnen Waffentypen zu unterscheiden. Womit draußen im Flur geschossen wurde, das war kein Revolver oder eine Pistole, sondern eine MPi. Das harte, nahezu brutale Stakkato warf brüllende Echos durch den engen Hausflur und hallte an der Decke nach.

Auch Lupina war stehen geblieben. Plötzlich war ich nicht mehr interessant für sie. Ihr Blick krallte sich förmlich an der Tür fest, und auf ihrem Gesicht zeigte sich ein erstaunter Ausdruck.

War auch sie überrascht worden? Ich fragte sie danach. »Wer ist es, Lupina? Wen hast du noch mitgebracht?«

Sie fuhr wieder zu mir herum. »Ich weiß es nicht, Geisterjäger!« knirschte sie. »Verdammt, ich habe keine Ahnung.«

»Lügen!«

»Nein!« brüllte sie.

Aus den Augenwinkeln sah ich die Horror-Oma. Wie sie sich in diesen Momenten verhielt, war schon bewundernswert. Sie hatte meine Anweisung nicht vergessen und näherte sich dem Fenster. Da auch Lupina abgelenkt war, gelang es Sarah Goldwyn, auf die Fensterbank zu klettern, und erst als sie darauf hockte, da sah Lupina die Frau.

»Sie flieht!« geiferte sie.

»Na und?«

Da sprang Mrs. Goldwyn. Sie war plötzlich verschwunden, und das Buch hatte sie mitgenommen.

Ein Stein fiel mir vom Herzen, aber die Königin der Wölfe tobte. Ihre Haare stellten sich fast vor Wut und Hass aufrecht, als sie knirschte:

»Noch hast du nicht gewonnen, John Sinclair. Noch befindet sich das Buch nicht in Sicherheit. Warte ab…«

Sie hatte recht, denn die Jagd nach dem geheimnisvollen Buch hatte erst begonnen, und ich wusste nicht, was sich draußen im Flur ereignet hatte. Die Schüsse konnten alles bedeuten, aber in mir keimte plötzlich ein Verdacht hoch, den ich gern bestätigt haben wollte, deshalb befahl ich Lupina, die Tür zu öffnen.

»Nein!«

Ich ging einen Schritt vor und zielte genauer. »Öffne die Tür, sonst jage ich dir eine Kugel in den Balg!«

»Versuch es!«

»Lässt du es darauf ankommen?«

Lupina, die Königin der Wölfe, breitete sogar die Arme aus und präsentierte mir ihren deckungslosen Körper. »Schieße, John Sinclair. Du kannst schießen! Ich warte!«

Sollte ich es tun? Ich erinnerte mich wieder an die Szene im Steinbruch. In den letzten Stunden hatte ich sie des öfteren vor meinem geistigen Auge gesehen. Da war plötzlich Lady X erschienen, und sie hatte als Vampirin eine mit Silberkugeln geladene MPi getragen und sofort geschossen. In den Rücken jagte sie die Garbe.

Wir hatten Lupina liegen sehen. Tot, erledigt, ausgelöscht. Nun stand sie vor mir.

»Warum zögerst du?«

Ich lauschte ihrer Stimme nach und auch den Echos der Schüsse, die allerdings verstummt waren, bis noch eine kurze Salve aufdonnerte.

Und in diese Detonationen hinein peitschte auch mein Schuss.

Dieses plötzliche Abdrücken war mir wie eine Reflexbewegung vorgekommen, nicht vom Hirn gesteuert, aber die Kugel ließ sich nicht aufhalten. Sie fand todsicher ihr Ziel.

Wirklich todsicher? Im ersten Augenblick sah es so aus, denn das geweihte Silbergeschoss hieb in die Körpermitte der Dämonin.

Lupina stand wie eine Eins. Ich hatte damit gerechnet, dass sie zu Boden fallen würde, dies geschah jedoch nicht. Mein Geschoss hatte sie wohl ein Stück weiter zurückgetrieben, bis gegen die Wand, aber dort hatte sie sich noch fangen können. Ihr Körper erzitterte.

Ich stand mit schussbereiter Waffe da, meine Lippen waren verzogen, mein Gesicht müsste einen verzerrten Ausdruck zeigen, denn all die Spannung spiegelte sich auf ihm wider, die in meinem Innern steckte.

Da bewegte Lupina ihre fellbesetzten Arme. Von zwei Seiten fuhren sie auf das Loch der Einschussstelle zu, und ich hatte das Gefühl, als

wollte sie das Geschoss wieder aus ihrem Körper zerren.

Das konnte sie nicht, sie presste nur die Hände gegen die Einschussstelle und schüttelte plötzlich den Kopf, wobei sie ebenfalls die Lippen in die Breite zog und mir die nächsten Worte zischend entgegenschleuderte: »Nein, John Sinclair, so nicht. Auf keinen Fall. So bin ich nicht zu töten. Niemals…«

Was waren das für Worte? Ein Werwolf widerstand den geweihten Silberkugeln?

Mein Weltbild geriet ins Wanken. Verdammt, was hatte ich alles falsch gemacht, dass es soweit kommen musste? Lupina durfte doch nicht mehr leben, sie musste tot sein, sich auflösen, zerstört werden…

Ich schüttelte den Kopf, hob noch einmal die Beretta ein wenig an und schoss wieder. Dicht über ihren auf den Leib gepressten Händen traf die Kugel. Sie hieb durch das im Licht der einzigen Lampe etwas rötlich schimmernde Fell, und Lupina sackte in die Knie. Aber sie fiel nicht.

Es war unwahrscheinlich und auch unglaublich, dass sie sich noch auf den Beinen halten konnte, nur ihr Gesicht verzerrte sich weiter, als würden die Schmerzen immer stärker.

Und dann lachte sie. Es war eine Mischung aus rauhem Knurren und Höllengelächter.

Mir trieb dieses Lachen eine Gänsehaut über den Rücken. Ich schüttelte mich, als hätte man mich mit Wasser begossen und konnte nicht begreifen, dass so etwas vor meinen eigenen Augen geschah.

»So nicht, John Sinclair. So nicht…«

Sie ächzte, sie stöhnte, aber sie blieb am Leben und bewegte sich dicht an der Wand entlang nach links von mir weg.

»Ich habe es dir gesagt«, stieß sie stockend hervor. »Wir sind stärker, viel stärker. Gemeinsam werden wir euch vernichten. Wir, die Wölfe. Orapul und…«

Da war der Name ihres Sohnes gefallen. Orapul! Himmel noch mal, was hatte er mit der Sache zu tun? Ich erinnerte mich wieder. Orapul war entkommen. Wir hatten alle angenommen, dass er den Tod seiner Mutter Lupina rächen würde. Nun hatten die beiden wieder Kontakt aufgenommen, und gemeinsam waren sie stark, noch stärker als Lupina allein.

»Was ist mit Orapul?«

»Du ahnst es nicht, John Sinclair. Du weißt nichts, gar nichts, und du wirst weiterhin nichts wissen, das kann ich dir sagen. Die Überraschungen nehmen kein Ende, für dich nehmen sie kein Ende, und für die anderen auch nicht. Sie werden schrecklich sein, blutig, und du wirst das verdammte Buch der sieben Siegel auch nicht bekommen. Wenn ich es nicht kriege, soll es keiner bekommen. Sieben Siegel der Magie. Eins aber nur, das vierte, beschäftigt sich mit dem

Kreuz, das vierte, John Sinclair…«

Die Überraschungen nahmen in der Tat kein Ende. Denn heftig wurde die Tür aufgestoßen, und mein nach den Schüssen aufgekeimter Verdacht bestätigte sich voll.

Lady X war da!

Doch nicht allein. Sie hatte Helfer mitgebracht. Aus dem Reich der Schatten waren die Diener des Spuks erschienen…

***

Noch nie in ihrem Leben war Mrs. Sarah Goldwyn aus dem Fenster ihres eigenen Hauses gesprungen. Doch was sein musste, das musste eben sein, und so nahm Lady Sarah auch dieses in Kauf.

Sie stieß sich von der Fensterbank ab, fiel und landete im Geäst einer noch jungen Scheinbuche, die unter dem Gewicht der Frau zusammenbrach und ihre ursprüngliche Form verlor.

Der Boden war weich, so landete Lady Sarah, ohne sich irgend etwas zu verstauchen oder gar zu brechen.

Für einen Moment blieb sie in der Hocke sitzen. Ein paar Zweige schnellten wieder zurück und klatschten gegen ihr Gesicht, was die Horror-Oma allerdings nicht tragisch nahm, nach allem, was hinter ihr lag.

Bevor sie sich erhob, warf sie noch einen Blick zurück. Sie sah das Fenster als helles Rechteck. Ein paar Glassplitter hingen im Kitt des Rahmens. Einige standen vor wie spitze Messer, und Mrs. Goldwyn lief es im nachhinein kalt den Rücken hinab, wenn sie an die Verletzungsgefahr dachte, in die sie sich begeben hatte.

Die alte Dame hörte die Stimmen aus dem zerstörten Fenster schallen.

Lupina und John Sinclair stritten sich. Gespannt wartete sie ab, was wohl geschehen würde, obwohl es das beste für sie gewesen wäre, die Flucht zu ergreifen. Doch die Neugierde besiegte die Angst. Sie wartete genau so lange ab, bis der erste Schuss fiel.

Für Lady Sarah war er wie ein Startsignal. Sie zuckte in die Höhe, für einen Moment schüttelte sie die Angst, und unbewusst lief sie einige Schritte vor.

Zur Hälfte hatte sie den Garten durchquert, als sie den zweiten Schuss vernahm. Der Klang hatte sich angehört wie beim ersten, ein Beweis für Mrs. Goldwyn, dass abermals John Sinclair gefeuert hatte.

War Lupina jetzt erledigt? Hatte er es geschafft, die Königin der Wölfe endgültig zu vernichten?

Mrs. Goldwyn hoffte es mit klopfendem Herzen. Über ihren Körper rann eine Gänsehaut, und sie bebte innerlich, dass es klappen würde.

Noch einmal wollte sie zurück, der Verstand allerdings sagte ihr, dass dies ein Fehler gewesen wäre. Sie durfte jetzt nicht an John Sinclair,

den Geisterjäger, denken, sondern an das Buch. Die sieben Siegel der Magie waren momentan am wichtigsten.

Während Lady Sarah sich durch die Büsche wand, um den schmalen, mit Platten belegten Weg zu erreichen, hoffte sie, dass der Geisterjäger es trotz aller Widrigkeiten schaffen würde, den Feind zu vernichten.

Und sie drückte auch die Daumen für Suko, den Chinesen, denn noch stand nicht fest, dass er auch tot war.

Mrs. Goldwyn erreichte wenig später das Gartentor und stieß es so heftig auf, dass es herumschwang und an der anderen Seite gegen den schmiedeeisernen Zaun stieß.

Die Horror-Oma betrat den Gehsteig. Dort blieb sie erst einmal stehen.

Wohin jetzt?

Lady Sarah wusste, dass die Dämonen über Mittel und Wege verfügten, jeden aufzuspüren. Ihre Mittel reichten sehr weit, davor fürchtete die alte Dame sich, und wenn sie jetzt floh und sich irgendwo versteckte, dann wusste auch John Sinclair nicht, wo sie sich befand.

Mrs. Goldwyn stand unschlüssig auf dem Gehsteig. Selten hatte sie sich so schlecht gefühlt, und sie schielte immer wieder zu ihrem Haus.

Sie dachte auch daran, zu John Sinclairs Wohnung zu fahren oder bei Shao Unterschlupf zu suchen, aber brachte sie die Chinesin durch eine solche Maßnahme nicht auch in Gefahr?

Nein, das konnte sie auf keinen Fall verantworten. Es musste noch eine andere Möglichkeit geben.

Lady Sarah kannte sich in der Gegend aus. Sie wusste, wer in den Häusern wohnte, wer mit wem verkracht war und nicht. Fast jeden Tag hörte sie den Klatsch, da zog eine über die andere her, und sonntags taten sie immer so, als wäre nichts geschehen. Da gingen sie in die Kirche und waren…

Moment mal, dachte Lady Sarah. In ihrem Gehirn machte es plötzlich »Klick«. Als hätte jemand irgendeinen Schalter betätigt. Ein kurzes Lächeln glitt über ihr Gesicht, denn nun hatte sie das richtige Versteck gefunden.

Es war die Kirche.

Wenn Dämonen vor irgend etwas Angst hatten, dann waren es christliche Plätze und Orte. In der Kirche konnte sie Schutz finden, um diese Zeit war sowieso niemand da, und wenn der Pfarrer kam, war es auch nicht schlimm, denn mit ihm stand sie auf gutem Fuß. Schließlich war so manche Spende von ihr in die Kirchenkasse geflossen.

Die Horror-Oma hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als sie auch schon die Straße überquerte. Es ärgerte sie, dass sie weder ihren Stock noch die Handtasche bei sich trug, aber in diesem Fall musste es

auch mal ohne gehen.

Auf der anderen Seite standen ebenfalls die alten, gut renovierten Häuser. Und Lady Sarah kannte auch einen Schleichweg. Ein schmaler Pfad wand sich zwischen zwei Häusern hindurch. Wenn sonntags die Glocken läuteten, wurde er von den meisten Kirchgängern benutzt, denn er führte noch an kleinen Gärten vorbei, bis er schließlich auf dem Platz mündete, wo auch die Kirche stand.

Um diese Zeit war der Weg leer. Lady Sarah hastete ihn entlang, das brisante Buch hatte sie unter den Arm geklemmt. Sie wollte es unter keinen Umständen verlieren und hielt es eisern fest.

Dieses Buch war John Sinclairs Lebensversicherung. Und wenn er schon nicht dazu kam, es zu lesen, dann wollte sie es wenigstens versuchen, auch wenn es ihr große Mühe bereiten würde.

Die Gärten nach den Häusern kamen ihr plötzlich unheimlich vor in der herrschenden Dunkelheit. Sonst hatte es ihr nie etwas ausgemacht, den Weg zu benutzen, aber um diese Zeit und mit dem Wissen einer gefährlichen Magie in ihrem Rücken war es doch etwas anders. Jeden Schritt überlegte sie sich.

Die an den Seiten wachsenden Bäume mit ihren ausladenden Ästen und Zweigen kamen ihr wie Gespenster der Nacht vor, schienen ein eigenes Leben zu besitzen und in den unter den Baumkronen wachsenden Büschen lauerten die Geister der Nacht.

Lady Sarah bildete sich eine Sinfonie des Schreckens ein. Irgendwann schüttelte sie über sich selbst den Kopf und flüsterte: »Lass dich nicht verrückt machen, altes Mädchen! Diese paar Yards wirst du auch noch schaffen.«

Sie schaffte sie tatsächlich und atmete auf, als sie die Umrisse der kleinen Kirche sah.

Es war mehr eine Kapelle, denn sehr viele Gläubige fasste die Kirche nicht. Schlank ragte der Turm in die Höhe. Daran schloss sich das Kirchenschiff an, an dessen dem Turm abgewandter Seite auch die Eingangstür lag.

Das Pfarrhaus stand ein wenig weiter. Ein altes Gebäude, das sich furchtsam in den Schatten großer Ulmen duckte. Wie Lady Sarah wusste, wohnte nur der Pfarrer im Haus.

Der letzte Teil des Wegs war mit roter, grober Asche bestreut worden, so dass die Schritte der Horror-Oma knirschten, als sie darüber hinwegging. Sie ärgerte sich über das Geräusch, aber sie konnte es nicht vermeiden, auch wenn sie sich vor Wut auf die Lippe biss.

Über der schmalen Eingangstür lag schwacher Lichtschein. Die Lampe, die sich dafür verantwortlich zeigte, war so gebaut worden, dass sie abgeschirmt wurde und nicht blendete. Deshalb nur das wenige Licht.

Lady Sarah schaute sich vorsichtig um, als sie sich der Kirche näherte.

Bisher hatte sie keinen Gegner entdecken können, und das setzte sich auch fort. Niemand verfolgte sie oder lauerte ihr auf. Es blieb ruhig. Aus der Ferne hörte sie ein Rauschen. Es klang von einer stark befahrenen Straße zu ihr herüber, die einzigen Geräusche neben ihren Schritten.

Der Pfarrer schien nicht im Haus zu sein. Jedenfalls entdeckte sie hinter den Scheiben des Pfarrhauses keinen Lichtschein. So rasch es ging, überquerte Lady Sarah den Platz vor der Kirche, um den Eingang zu erreichen. Vier breite Stufen musste sie nehmen, um an die Haupttür zu gelangen. Hier wurde sie vom Licht der über dem Eingang hängenden Lampe getroffen. Seltsam fahl wirkte ihre Haut, in der die Augen zwei dunkle Punkte waren. Lady Sarah fror in ihrem Kleid. Sie hoffte, dass es in der Kirche etwas wärmer war.

Dann streckte sie den Arm aus und legte eine Hand auf die Klinke der Tür. Es war eine alte Klinke aus Gusseisen, leicht gebogen.

Immer war die Tür offen gewesen, ausgerechnet an diesem Abend fand Lady Sarah sie verschlossen. Das war für die Horror-Oma eine herbe Enttäuschung. Damit hatte sie nicht gerechnet. Sie bekam zwar nicht das große Nervenflattern, aber sie wusste nicht mehr genau, wie es weitergehen sollte. Wo sollte sie denn jetzt hin? Die Kirche war ihr als einziger Zufluchtsort vorgekommen.

Sie versuchte es noch einmal und hatte abermals keinen Erfolg. Dann trat sie zurück, ging die Stufen hinunter, blieb vor der Treppe stehen und begann mit der Suche. Vielleicht gab es einen versteckten Schlüssel, den der Küster in Reserve liegen hatte.

So sehr sie sich auch bemühte, sie fand nichts. Nur am Himmel sah sie die düsteren Nachtwolken, die der Wind langsam in Richtung Osten trieb.

Die Horror-Oma überlegte, was sie jetzt noch machen sollte. Wieder zurück? Auf keinen Fall. Nein, diese Nacht über wollte sie sich verstecken, und es musste auch noch einen zweiten Eingang in die Kirche geben. Einen Nebeneingang. Den wollte sie suchen. Die Horror-Oma hatte den Gedanken kaum ausgeführt, als sie sich auch schon in Bewegung setzte und links um die Kirche herumschritt.

Die schmale Tür fand sie schnell, und diesmal hatte Lady Sarah Goldwyn Glück. Sie konnte die Tür öffnen.

Ein Stein fiel ihr vom Herzen, während ein befreiendes Lächeln über ihr Gesicht huschte. Mit dem angewinkelten Finger wischte sie sich etwas Flüssigkeit aus den Augen, bevor sie ihren ersten Schritt in die kleine Kirche setzte.

Es brannte kein elektrisches Licht. Nur die hohen, weißen Kerzen, die in schmiedeeisernen Haltern steckten. Durch das Öffnen der Tür war

ein Luftzug entstanden, der wie ein Hauch über die Kerzen strich und Flammen zum Flackern brachte.

Geisterhaft bewegten sie sich. Schatten entstanden, die über die Wände tanzten und dort einen gespenstischen Reigen bildeten.

Sarah Goldwyn befand sich in einer großen Nische, die direkt hinter der Tür begann. Nach zwei Schritten hatte sie die Nische verlassen und stand nun in dem Hauptschiff. Vor sich sah sie die Breite der dunklen Bankreihe. Es gab nur eine Reihe in der Kirche, kein Mittelgang teilte sie, wie bei anderen Kirchen.

Auf Zehenspitzen ging die alte Dame weiter. Sie geriet in den Schein der Kerzen, wobei ihr Körper als Schatten auf den Boden gezeichnet wurde.

Es war hier ebenfalls kühl. Sogar noch kühler als draußen, und ein Frösteln lief über ihre Haut, das allerdings nicht nur durch die Kühle herrührte, sondern auch innerlich geboren war, denn der Innenraum der Kirche hatte keineswegs etwas Beruhigendes an sich, wie es eigentlich der Normalfall sein sollte.

Die Horror-Oma fühlte sich unwohl. Sie war in der letzten Stunde übersensibel geworden. Unbewusst warf sie einen scheuen Blick auf das unter den linken Arm geklemmte Buch. Brisante Zeilen waren dort verewigt worden. Berichte, die eigentlich nicht in die Kirche hier passten, bis auf das Kreuz vielleicht.

Bevor sie die Bankreihe erreichte, wandte sie sich scharf nach links und ging an der Reihe entlang. In der ersten nahm sie Platz und setzte sich.

Vor ihr befand sich der Altar. Besonders ins Auge stach ihr ein großes, mächtiges Holzkreuz. Es stand auf einem marmornen Sockel, war sehr alt, und Lady Sarah hatte es schon des öfteren bewundert. Dieses Kreuz flößte ihr irgendwie Vertrauen ein, sein Anblick ließ sie den erlebten Schrecken vergessen.

Das Buch hatte Lady Sarah auf die Knie gelegt. Stur schaute sie auf das gewaltige Kreuz, hinter dem sich – etwa fünf lange Schritte entfernt – der eigentliche Altar befand.

Das Kerzenlicht schuf ein diffuses Dämmer. Kein Licht zum Lesen, das stellte die Horror-Oma sehr schnell fest, als sie das Buch aufklappte.

Die Sprache war ihr unbekannt. Lady Sarah merkte es abermals, als sie die erste Seite lesen wollte. Das war nicht Latein und auch nicht Griechisch. Vielleicht war von beidem etwas vorhanden, lesen und verstehen konnte sie es jedenfalls nicht. Es gab auch keinerlei Hinweise über die oder den Verfasser, sie sah nur die Einteilung der einzelnen Kapitel.

Nein, damit konnte sie nicht viel anfangen. Aber die Abbildungen interessierten sie. Der Teufel war oft zu sehen!

Ihr rann ein Schauer über den Rücken, als sie ihn in seiner schrecklichen Gestalt sah. Im ersten Kapitel, im ersten Siegel also, stand er da als Sieger. Er triumphierte über die Menschen, die sich vor ihm zu Boden geworfen hatten.

Lady Sarah schüttelte sich und blätterte rasch weiter. Das wollte sie gar nicht sehen. Es interessierte sie vielmehr das Kapitel, das sich mit dem Kreuz des John Sinclair befasste.

Es war das vierte Siegel, wie Lady Sarah dem Inhaltsverzeichnis entnahm. Sie schlug es auf.

Tief atmete sie ein, als sie die Worte buchstabierte, mit denen die Aufzeichnungen begannen. Beim zweiten Wort stutzte sie bereits. Das kannte sie, denn es stand dort der Begriff Makkabäer zu lesen.

Es war lange her, dass Lady Sarah eine Schule besucht hatte, aber mit dem Begriff Makkabäer konnte sie sehr wohl etwas anfangen. Sie hatte von dieser Sekte gehört, einer christlichen Sekte, die sich damals von der eigentlichen Kirche abspaltete und im heutigen südlichen Russland und auch in Kleinasien eine neue Heimat fand.

Und die Makkabäer hatten sich die Söhne des Lichts genannt. Die Verbindung war einfach, man musste nur darauf kommen. Allerdings stellte sich die Erklärung für Lady Sarah sehr kompliziert dar. Wie brachte sie die Makkabäer mit John Sinclair in Einklang? Welche Verbindung gab es zwischen ihnen beiden?

Instinktiv spürte Lady Sarah, dass sie an einem Wendepunkt stand. Sie hielt die Lösung des Rätsels in den Händen. Sie musste nur begreifen und zupacken…

Sie atmete schneller. Dabei sackte sie nach vorn. Schweiß stand plötzlich auf ihrer Stirn. Jetzt erst war sie sich der Verantwortung bewusst, die sie in den Händen trug, und diese Last drückte schwer.

Wissen konnte auch gefährlich sein, das wusste die Horror-Oma, und unbewusst schaute sie sich scheu um.

Die Kirche besaß keine großen, dafür langgezogene, schmale Fenster, die innerhalb des Mauerwerks wie breite Streifen wirkten. Das Glas zeigte einen grauen Schimmer und auch keine Figuren oder bunte Scheibenstücke, wie man sie von anderen Kirchenfenstern her kannte.

An ihrer Oberseite liefen die Fenster rund zu, und dort entdeckte Lady Sarah Goldwyn es zuerst.

Es war ein grünes Licht…

In Fensterhöhe schimmerte es und bewegte sich unruhig. Das Licht war zuvor nicht da gewesen, Lady Sarah Goldwyn wusste es ganz genau, und sie fragte sich mit klopfendem Herzen, was das bedeuten konnte.

War man ihr bereits auf der Spur?

Lady Sarah erhob sich aus ihrer sitzenden Position. Die Hände, die das so wertvolle Buch hielten, zitterten. Auf ihrem Gesicht malten sich

Angst, Schrecken und Unglauben ab. Nervös zuckte sie mit den Augen.

Furcht kam wie ein schleichendes Gift und setzte sich in ihren Körper.

Es trieb hoch durch die Adern, rauschte in ihrem Kopf, wo das Blut anfing zu brausen.

War man ihr bereits auf der Spur? Hatten die Gegner festgestellt, wo sie sich aufhielt?

Dann fiel ihr Blick auf den Umschlag des Buches. Diesmal konnte sie einen leisen Schrei des Entsetzens nicht unterdrücken. Die Teufelsfratzen auf dem Deckel hatten ihre Farbe verändert. Sie glühten in einem dunklen Rot, in das sich auch ein violetter Farbton mischte.

Durch die Nase holte Lady Sarah Atem. Ein Schauer rann über ihren Rücken, sie fror und schwitzte zur gleichen Zeit, denn sie merkte, dass einiges nicht stimmte.

Innerhalb der Kirche hatte sich nichts verändert, aber hinter den Mauern lauerte das Böse.

Abermals schaute sie zu den Fenstern hoch und stellte fest, dass sich der Schein nicht verändert hatte. Nach wie vor war er dort zu sehen, fast giftgrün, selbst durch die grauen Scheiben zu erkennen.

Ja, sie waren da!

Lady Sarahs Furcht verstärkte sich. Die ersten Vorwürfe kamen automatisch. Sie hätte doch nicht in die Kirche gehen sollen, diese Sicherheit war trügerisch. Und wie trügerisch und falsch sie war, das merkte sie sehr schnell, denn über ihrem Kopf tat sich etwas.

Die Steine an der Decke begannen zu knirschen. Sie rieben gegeneinander, und die Kirche wurde in ihren Grundfesten erschüttert.

Gleichzeitig vernahm sie ein Heulen, das von Sekunde zu Sekunde lauter wurde und nur von dem Platzen der Fensterscheiben übertönt wurde.

Das Glas regnete in die Kirche, der grüne Schein wurde noch intensiver, er verstärkte sich so sehr, dass er auch in das Innere der kleinen Kirche fiel.

Staunend und angsterfüllt stand Lady Sarah Goldwyn da, schaute gegen die Decke der Kirche und musste mit ansehen, wie diese plötzlich wegschmolz.

Die Steine vergingen, die Mauern schmolzen durch eine unheimliche Kraft, und Lady Sarah, die schreckensstarr auf der Stelle stand, sah weit über sich am nachtdunklen Himmel eine gewaltige, noch dunklere, unheimliche Gestalt.

Es war der Spuk!

***

Plötzlich begann ein Inferno.
Suko, der noch immer ziemlich down war, konnte es nicht genau nachhalten, obwohl er sich im Mittelpunkt befand.
Mit einem Schrei fing es an. Kein Werwolf hatte ihn ausgestoßen, sondern eine Frau. Lady X, die wie ein finsterer Racheengel auf der Treppe stand und die Maschinenpistole im Hüftanschlag hielt.
Sie hatte die Waffe mit Silberkugeln geladen, den Mund verzogen, damit ihre Vampirzähne zu sehen waren, und sie schaute mit einem kalten, gnadenlosen Blick in die Tiefe, wo sich die drei Wölfe und Suko, der Chinese, befanden.
Dann schoss sie.
Die Serie der Schüsse belferte trocken auf, doch innerhalb des engen Hausflurs wurde sie zu einer mörderischen Todesmelodie. Donnernde Echos hallten von den Wänden wider, vereinigten sich zu peitschenden Schlägen, und die Vampirin sah mit Genugtuung, wie ihre Silbergeschosse aufräumten.
Der erste Werwolf kam überhaupt nicht mehr dazu, etwas zu unternehmen. Die Garbe traf ihn voll, schmetterte ihn zu Boden und schleuderte ihn noch durch den engen Hausflur. Dicht vor der Tür blieb er liegen…
Lady X war eine Stufe tiefer gegangen. Hier hatte sie eine noch bessere Schussposition, während die beiden sie begleitenden Diener des Spuks unbeweglich standen und ihre Pranken um die Lanzenschäfte geklammert hielten.
Die Scott schwenkte die Waffe. Das war der Moment, als der Werwolf Suko losließ und sich dem neuen Gegner zuwandte.
Dem Chinesen war klar, dass er so gut wie kaum eine Chance hatte.
Vor allen Dingen nicht, wenn er stehen blieb. Er ließ sich fallen, als hätte man ihm die Beine weggerissen.
Das war sein Glück, denn Lady X hatte zum zweitenmal den Stecher zurückgezogen.
Wieder hämmerte die Waffe. Kugeln pfiffen, zogen ihre tödlichen Bahnen und fanden treffsicher ihr Ziel.
Der Werwolf, der Suko hatte töten wollen, wurde selbst vernichtet.
Mehrere geweihte Geschosse zerstörten seinen Kopf, und sein Torso kippte zur Seite.
Blieb noch der dritte.
Vielleicht hätte er fliehen können, aber er machte den Fehler und wollte Lady X an den Kragen. Mit langen Schritten hetzte er die Stufen hoch, er baute auf seine Kraft und seinen Willen, und er wollte die Vampirin zerreißen.
Über Suko sprang er hinweg, sein Maul war aufgerissen. Geifer schäumte vor dem Gebiss.
Die Monstren hoben bereits ihre Lanzen, um sie der Bestie

entgegenzuschleudern, doch Lady X lachte nur. »Nein!« schrie sie, »das erledige ich. Er gehört mir!«

Und sie schoss. Tack-tack-tack – die Waffe hämmerte, sie tanzte in den Fäusten der Untoten, die breitbeinig und verzerrt grinsend auf der Stufe stand. Eine silbrig schimmernde Spur schienen die Kugeln hinter sich zu lassen, bevor sie den Körper des dritten Werwolfs trafen und ihn mit ihrer Magie zerstörten.

Die Bestie wurde gestoppt. Plötzlich war sie nicht mehr in der Lage, voranzugehen. Ihr gewaltiger Körper zuckte noch einmal hoch, sie breitete die Arme aus, wollte irgendwo Halt finden, aber da war nichts, woran er sich klammern konnte, denn das Geländer verfehlte sie.

Tödlich getroffen, kippte er zurück, prallte auf die Stufen und rollte sich überschlagend, polternd und aus zahlreichen Wunden blutend die Treppe hinab.

Das Aus für ihn.

Der Zufall wollte es, dass er dort liegen blieb, wo sich auch Suko befand. Der schwere Wolfskörper fiel auf den des Chinesen und deckte ihn noch im Tod ab.

Auch Suko blieb still liegen. Er war zwar noch nicht wieder fit, aber er hatte sich in den letzten, schrecklichen Sekunden wieder erholt. Zitternd wartete er auf das, was noch folgen würde.

»Erledigt«, sagte die Vampirin kalt und lachte bellend. »So macht man das. Aber wir sind noch nicht fertig. Wir werden uns alle holen – alle. Verstanden?«

Suko konnte nicht verstehen, ob die Monstren irgend etwas geantwortet hatten, er wusste nur, dass er als einziger überlebt hatte.

Noch überlebt, denn die Vampirin hatte ihn sicherlich nicht vergessen.

Dann dröhnte etwas dumpf in seinen Ohren. Zuerst wusste der Inspektor nicht, was es war, bis ihm klar wurde, dass es nur die Schritte der Lady X sein konnten, die die Treppe hinunterkam.

Suko hatte eine Galgenfrist von Sekunden. Seiner Waffen war er beraubt worden, als einziges Hilfsmittel besaß er den Stab des Buddha.

Ihn musste er einsetzen.

Es bereitete ihm Mühe, seinen rechten Arm zu bewegen und die Hand unter seine Jacke zu schieben, denn das Gewicht des Werwolfs lastete schwer auf ihm.

Suko biss die Zähne zusammen. Er ignorierte auch die Schmerzen in seinem Kopf und dachte nur an die vor ihm liegende Aufgabe. Er musste es packen, daran führte kein Weg vorbei.

Die Schritte verstummten. Lady X stand neben ihm, und sie bückte sich. Suko merkte es daran, dass ihre Stimme lauter wurde.

»Da liegt ja der Chinese«, stellte sie lachend fest. »Und wie mir scheint, ist er wehrlos. Welch eine Freude für mich. Auf so eine Chance habe ich lange gewartet.« Sie lachte und stieß Suko mit dem Fuß gegen die Wade. »Du hattest bereits mit deinem Leben abgeschlossen, Chinese, und das war auch gut so. Du brauchst erst gar nicht umzudenken, kannst so weitermachen wie zuvor. Nur dass du nicht durch die Zähne eines Werwolfs stirbst, sondern unter den geweihten Silberkugeln einer Maschinenpistole. Na, wie gefällt dir das?«

Suko sagte nichts. Er war froh, dass der Werwolf ihn verdeckte, denn es war ihm tatsächlich gelungen, den Stab zwischen die Finger zu bekommen. Wie einen letzten Rettungsanker umklammerte er ihn, und er musste genau Acht geben, durfte seine Chance um Himmels willen nicht verstreichen lassen.

Würde die Vampirin durch den toten Werwolf schießen, der über ihm lag? Nein, denn sie befahl den Spukdienern, den Kadaver wegzuräumen.

»Schafft Platz für die Kugeln!« zischte sie.

Es dauerte nur Sekunden, da hatten die Monstren den Kadaver zur Seite geschleudert. Suko hörte, wie er hinter ihm dumpf aufschlug. Er selbst hatte sich nicht gerührt. Mit keinem Zeichen wollte er der Scott zu erkennen geben, dass er alles mitbekommen hatte. Sie sollte ihn ruhig für bewusstlos halten.

»Das habe ich mir schon immer gewünscht, dich so liegen zu sehen!« zischte sie und trat noch einmal zu.

Es war ein gemeiner Tritt, doch Suko überstand ihn, indem er die Zähne zusammenbiss und daran dachte, dass es hier und jetzt um sein eigenes Leben ging.

»Also denn«, sagte Lady X.

Hätte sie einen Schatten geworfen, hätte Suko ihn eventuell sehen können, so aber musste er auf sein Glück und seine Intuition vertrauen, wenn er reagierte.

Er riskierte es. Und sein Ruf drang wie der allerletzte Hoffnungsfunke über die Lippen. Er war nicht laut ausgestoßen worden. Suko befand sich dazu überhaupt nicht in der Lage, aber er wurde von Lady X gehört.

Sie erstarrte. Auch die Monster hatte das von Suko gerufene Wort Topar zur Bewegungsunfähigkeit verdammt. Nur er allein konnte sich bewegen, und dies leider nur für die Zeitspanne von fünf Sekunden, dann war alles vorbei.

Für fünf Sekunden wurde die Zeit angehalten – länger nicht.

Ein Mann, der körperlich fit war, hätte in dieser Zeitspanne vieles geschafft, aber Suko war nicht auf der Höhe, das merkte er, als er auf die Beine kam.

Es war ein Taumeln, Schwanken und Torkeln. Bis gegen die Flurwand prallte Suko, er verzog das Gesicht, riss sich noch einmal zusammen und schaffte es tatsächlich, auf den Beinen zu bleiben.

Suko wusste, dass es am Ende des Flurs eine Hintertür gab, die in den Hof führte, wo John Sinclair einmal einen Werwolf erledigt hatte. Diese Tür wollte Suko erreichen, und er betete innerlich, dass sie nicht verschlossen war.

Wieviel Zeit blieb ihm noch? Zwei Sekunden, drei?

Suko sah Kreise vor seinen Augen. Dieser plötzlichen Belastung war sein Körper kaum gewachsen, er riss seine Augen weit auf und sah vor sich das Rechteck der Tür.

Der Chinese prallte dagegen, fand die Klinke, schlug sie nach unten und stieß die Tür auf. Genau in dem Augenblick war die Zeit um.

Suko vernahm den wütenden Schrei der Vampirin, taumelte in den Hof hinein und wandte sich sofort nach rechts, um aus dem Sichtbereich der Hintertür zu gelangen.

Dort prallte er gegen eine Mauer. Er glaubte, Gummi in den Knien zu haben, musste sich an der Wand abstützen und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Wenn die Vampirin jetzt die Verfolgung aufnahm und erschien, dann konnte sie ihn erschießen, ohne dass er sich wehrte, weil er einfach zu schwach war.

Die Welt drehte sich plötzlich vor seinen Augen. Der Boden wurde zu einem Wellenmeer, in das Suko einsank, doch dies bekam er nicht mehr mit. Ebenso wenig wie den harten Aufschlag, der seinen Körper erschütterte, als er zu Boden fiel…

***

Es war ein Bild wie aus einem Alptraum. Aus einem ganz persönlichen Alptraum von mir.

In der Tür stand Lady X mit einer schussbereiten Maschinenpistole.

Neben ihr hielten sich die beiden echsenköpfigen Wesen auf. Diener des Spuks, die sich in unserer Welt so zeigten und in der des Spuks meist als Schatten umhergeisterten.

Die Waffe zielte auf mich, ich zielte mit meiner Beretta auf die Scott.

Es stand unentschieden, denn jeder, der schießen würde, der traf auch.

An der Wand lehnte Lupina. Zwei Silberkugeln von mir hatte sie mitbekommen, aber sie war nicht erledigt, sondern richtete sich sogar mühsam auf und drehte den Kopf nach links, so dass sie Lady X erkennen konnte.

»Du verdammte Mörderin!« stieß sie ächzend hervor. »Du widerliches Stück. Du hast mich…«

Als Lady X die Stimme vernahm, da zuckte sie zusammen. Plötzlich war ich vergessen, und ich erlebte, wie auch eine Vampirin erstaunt

sein konnte. Das las ich von ihr ein Gesicht ab.

»Du lebst?«

»Ja, und wie!«

»Aber wie ist das möglich? Ich habe dich erschossen. Sogar mit Silberkugeln, du kannst nicht leben, du…«

»Schwarze Magie, meine Liebe, Schwarze Magie. Und ich werde weiterleben, um dich zu töten, das habe ich mir geschworen!«

Es war ein wirklich interessanter Dialog, den die beiden Monstren da führten. Ich hatte das Gefühl, der lachende Dritte sein zu können und mischte mich nicht ein.

Lupina, die sich bisher als Mutation zwischen Menschen und Tier gezeigt hatte, begann sich zu verwandeln. Auf ihrem Gesicht wuchs ebenfalls das braune Fell. Dies geschah in Sekundenschnelle. Das Gesicht änderte seine Form, es wurde fast doppelt so breit, wobei der Mund zu einer Schnauze vorwuchs und sich aus den Zähnen ein Reißgebiss bildete. Die Haare verwandelten sich in lange Fellsträhnen.

Nichts wies mehr daraufhin, welch eine Mutation sie noch vor Sekunden gewesen war. Lupina hatte ihre eigentliche Gestalt angenommen, die einer Wölfin.

Wölfin und Blutsaugerin. Zwei, die an sich zusammengehörten, die zu den Schwarzblütlern zählten, sich jedoch als Todfeinde gegenüberstanden. Mich hatten sie vergessen, denn Lupina löste sich von der Wand und hetzte die Blutsaugerin auf.

»Schieß doch, Lady X! Los, schieß! Das hast du doch schon einmal gemacht!«

Die Scott schüttelte den Kopf, während sie mich aus den Augenwinkeln weiter beobachtete. »Wieso lebst du?«

»Ich bin tot!« erklärte Lupina und lachte.

»Nein, du stehst vor mir und bist auch keine Nachbildung. Das spüre ich genau.«

»Was macht dich so sicher?«

»Du selbst, Lupina.«

»Wirklich? Vielleicht bin ich es nicht, sondern nur ein Geist. Versuche es, schieße noch einmal!«

Es war ungeheuerlich, welche Forderung die Königin der Wölfe da an Lady X stellte. Auch ich wurde in den Bann gezogen, hätte die Scott erledigen können, aber ich drückte nicht ab. Noch nicht, zudem beobachtete die Scott mich weiterhin, so dass für mich die Gefahr bestand, von einer Garbe getroffen zu werden.

»Ich sollte es tun!« flüsterte Lady X, »ja, verdammt, ich sollte es tun. Aber ich will wissen, woher du kommst, Lupina, und wie deine verfluchten Pläne aussehen.«

»Kannst du dir das nicht vorstellen?«

»Nein.«

»Du bist dumm, sehr dumm. Ich habe dich für schlauer gehalten. Auch mir geht es allein um das Buch.«

»Was willst du damit anfangen?«

»Das gleiche wie du. Ich habe erfahren, dass es aufgetaucht ist, und welch eine Brisanz es enthält. Davor haben wir doch alle Angst, obwohl du es nicht zugibst. Und stell dir vor, ich habe den Geisterjäger sogar gewarnt, ihn auf die Spur des Buchs gebracht. Was sagst du jetzt dazu, Lady X?«

»Das ist wahnsinnig, völlig verrückt!«

»Ist es das tatsächlich?« höhnte die Wölfin. »Überlege mal genau, Lady X. Dann wirst du schon darauf kommen.«

»Du wolltest Sinclair das Buch in die Hände spielen!« stieß sie hart hervor.

Lupina schüttelte den Kopf.

»Weshalb hast du ihn denn gewarnt?«

»Ganz einfach. Weil mir bekannt war, dass auch du und der Spuk das Buch haben wollten. Mir war klar, dass ihr irgendwann mit John Sinclair zusammentrefft…«

Die Vampirin explodierte fast vor Wut. »Nein!« brüllte sie. »Nein, verdammt, das darf nicht wahr sein. Aber der Plan ist dir nicht gelungen, ich habe ihn vereitelt. Du wolltest, dass Sinclair und ich zusammentreffen und er mich vernichtet.«

»Ich kann es nicht leugnen.«

Jetzt verstand auch ich mehr. Deshalb die Warnung, das Treffen.

Lupina hatte es verflixt raffiniert angestellt. Sie wollte uns wie ein Regisseur seine Schauspieler dirigieren. Dabei wusste sie, dass wir zwangsläufig aufeinandertreffen würden. Da Lady X und ich Todfeinde waren, musste es zu einem Kampf kommen, wobei Lupina hoffte, dass ich ihn gewann und Lady X vernichtete.

Sie hätte dann die lachende Dritte sein können, aber so war es zum Glück nicht gekommen, denn die Königin der Wölfe hatte einen vergessen – den Spuk.

Er war wie ein dämonischer Joker in dieses Spiel gekommen, und ein Bluff lag nicht vor, denn sonst hätten die beiden echsenköpfigen Wesen nicht an Pamela Scotts Seite gestanden. Damit hatte nun Lupina nicht gerechnet.

Die Vampirin lachte. »Reingefallen, du komische Königin. Deine Chancen sind vertan, denn nicht nur ich wollte das Buch in die Finger kriegen, auch der Spuk ist daran interessiert, und er ist für dich einfach zu mächtig. Er wird es an sich reißen und an seinen Ort verbannen, der auch für dich tabu ist. Es gibt ein Land, das nicht sein darf, ein Land der Drachen, der finsteren Ungeheuer. Sie werden das Buch bewachen, und niemand wird es bekommen. Doch wenn wir es brauchen, wenn wir ein Siegel lösen wollen, werden wir das

geheimnisvolle Land betreten und das Buch der sieben Siegel wieder an uns nehmen. Es muss unter unserer Kontrolle bleiben, es darf nicht in andere Hände gelangen.«

Gespannt hatte ich den Worten der Vampirin gelauscht. In diesen wenigen Sätzen hatten für mich zahlreiche Neuigkeiten gesteckt. Von einem Land, das nicht sein darf, war die Rede gewesen. Ein Land der Drachen, das irgendwo lag und unter der Kontrolle des Spuks stand.

Trotz der gefährlichen Situation, in der ich mich befand, hatte mich dieser Dialog fasziniert, und er erinnerte mich daran, wie wertvoll das Buch für meine Gegner sein musste.

Ein Kapitel befasste sich mit dem Kreuz. Nur dieses eine, die anderen waren der Schwarzen Magie geweiht, und ich nahm mir vor, dass keiner meiner Gegner das Buch bekommen sollte, sondern nur ich.

Nur – wo befand sich das wertvolle Buch jetzt? Lady Sarah Goldwyn hatte es mitgenommen. Sie war trotz ihres Alters eine Frau, die Zusammenhänge begriff und sicherlich auch wusste, was sie mit dem Buch an sich genommen hatte.

Mrs. Goldwyn musste sich ein Versteck suchen. Ein sicheres sogar, wo sie nicht von den finsteren Mächten überrascht werden konnte. Es war gut möglich, dass sie die Horror-Oma unter Kontrolle hielten und es ihr überhaupt nicht gelang, sich irgendwo vor den Gegnern zu verstecken. Außerdem vermisste ich den Spuk. Es konnte sein, dass er sich in seiner eigenen Dimension aufhielt, oder aber bereits in der normalen Welt umhergeisterte, was mir Angst und Schrecken einjagte.

»Nur hat bis jetzt keiner das Buch«, stellte die Königin der Wölfe fest und grinste, was bei ihrer Visage schrecklich aussah. »Du wirst es auch nicht bekommen.«

Lady X lächelte überheblich. »Da mach dir mal keine Sorgen, Lupina. Der Spuk bleibt am Ball.«

»Wie kann er es wissen?«

»Er ist mächtig!« zischte die Vampirin. »Verdammt mächtig sogar. Und gemeinsam sind wir unschlagbar.« Sie erwiderte dies in völliger Selbstüberschätzung, mich vergaß sie dabei, was mir sogar sehr recht war, bis Lupina sagte: »Sinclair muss es wissen!«

Jetzt befand ich mich wieder im Spiel. Lady X zuckte zusammen. Es sah so aus, als wollte sie schießen, denn die Mündung ruckte wieder in meine Richtung.

»Vorsicht!« warnte ich sie.

»Sag mir, wo sich das Buch befindet!«

»Frag den Spuk«, erwiderte ich kalt. »Er weiß doch alles!«

Bevor Lady X darauf eine Antwort geben konnte, mischte sich Lupina ein. Plötzlich hatte ich beide gegen mich, sie stand wieder auf der Seite der Untoten.

»Eine Frau hat das Buch mitgenommen. Sie wohnt hier. Sarah

Goldwyn!«

Lady X erstarrte. Mit diesem Namen konnte sie etwas anfangen.

»Schon wieder!« stieß sie hervor und bewies mir damit, dass sie über den ersten Versuch Bescheid wusste. Sie fixierte mich. »Wo ist sie hin?«

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid!«

»Rede, Sinclair. Rede, du Hund, oder ich…«

»Was denn?« Meine Stimme wurde schneidend. »Wir haben die gleichen Chancen, Lady X. Ich besitze die Beretta, du die MPi. Ich gebe zu, dass ich leichter von einer Kugel getroffen werden kann, aber eins sage ich dir. Für dich reicht eine Silberkugel, um dich zu zerstören. Und ich werde treffen, auch wenn ich am Boden liege und…«

Eine wilde Kopfbewegung ließ mich verstummen. Ich hatte den Bogen wohl überspannt, denn die Vampirin drehte durch.

Die Kopfbewegung war ein Zeichen für die beiden Spukdiener. Bevor ich noch schießen konnte, hatten sie sich gedankenschnell bewegt und sich zwischen Lady X und mich gestellt.

»Nagelt ihn an die Wand!« schrie sie. »Verdammt, macht ihn fertig, den Bastard!«

***

Er schwebte über dem zerstörten Dach der Kirche. Im ersten Augenblick sah er nur schwarz und drohend aus, doch als Sarah Goldwyn genauer hinschaute, da bemerkte sie den grünen Schein, der den Spuk umgab.

Ihre Angst wurde noch größer. Nie hätte sie gedacht, dass sie einmal so einen Schrecken empfinden konnte, aber der Anblick dieser Horror-Gestalt raubte ihr fast den Verstand.

Man konnte ihn nicht richtig beschreiben. Er war ein gewaltiges, aufgeblähtes, wallendes Etwas, das nur entfernt die Form eines Menschen aufwies, allerdings einer Person, die eine weite Kutte um den Körper gestreift hatte, wobei noch eine Kapuze über den Kopf gezogen war.

Er war so gewaltig, dass er selbst die düsteren Wolken vertrieben hatte, um Platz für sich zu bekommen. Lady Sarah kam sich so ungemein klein vor, wie ein winziges Sandkorn am Strand. Sie war überwältigt von der Größe dieses Dämons, und sie wusste genau, dass ihr der Spuk gegenüberstand, ein ungemein Mächtiger im Reich der Schatten.

Kam sie gegen ihn an?

Nein, Lady Sarah war nicht so vermessen genug, es zu glauben. Der Spuk würde sie zermalmen, zerquetschen, zu mächtig war er.

Die Horror-Oma begann zu zittern. Sie bereute jetzt das, auf was sie

sich eingelassen hatte und der Spuk bewies ihr in den nächsten Augenblicken, wie mächtig er war.

Eine magische Aura lag um ihn herum, und diese Aura begann plötzlich zu wandern. Sie breitete sich aus, das grüne Licht schwebte in Form einer auseinandergezogenen Wolke über dem zerstörten Dach der Kirche und griff die alten Mauern an.

Was Sturm, Hagel, Schnee und Regen nicht vollbracht hatten, das schaffte diese Magie, wobei sie in einer wahrhaft erschreckenden und unheimlich anmutenden Lautlosigkeit arbeitete.

Vor Lady Sarahs Augen lief das Grauen ab. Ein unwahrscheinlicher Vorgang, der die Gesetze dieser Welt kurzerhand auf den Kopf stellte.

Da war nichts mehr zu machen, keine noch so feste Mauer hielt dem Treiben der Magie stand. Sie räumte auf und bewies der Horror-Oma, wie erschreckend hilflos der Mensch letztendlich doch sein konnte.

Die Kirchenmauern schmolzen weg. Frontal griff die magische Kraft an, sie drückte die Mauern nicht zur Seite, sondern löste sie kurzerhand auf.

Es ging einfach. So wie das Dach verschwunden war, so waren die Steine nicht mehr zu sehen.

»O Gott, das darf nicht wahr sein«, flüsterte Lady Sarah. Sie schüttelte den Kopf. Panik wallte in ihr hoch, und sie kam sich noch hilfloser vor als sonst.

Der Spuk demonstrierte der einsam dastehenden Frau all seine Stärke und Macht. Er zeigte ihr, wie gefährlich es war, sich gegen ihn zu stellen und weidete sich an Lady Sarahs Hilflosigkeit.

Aus der fürchterlichen, gestaltlosen Schwärze donnerte der Horror-Oma eine finstere Stimme entgegen. »Das Buch! Ich will das Buch haben. Sieben Siegel der Magie – sie gehören mir. Mir allein!« Er lachte grollend auf, und im nächsten Augenblick fegte ein Sturmwind durch die zerstörten Mauern der Kirche.

Mrs. Goldwyn hörte das gewaltige Heulen, sie konnte den Wind förmlich sehen, wollte sich noch gegen ihn stemmen, doch ihre Kraft reichte nicht aus. Er war zu stark.

Sie kam sich plötzlich vor wie ein Blatt, wurde von unsichtbaren Händen erfasst und zurückgeschleudert. Die Horror-Oma verlor den Boden unter ihren Füßen, und als sie ihn nicht mehr spürte, da schoss es wie ein Blitzstrahl durch ihren Kopf.

Er darf das Buch nicht bekommen!

Mit einemmal wurde ihr klar, was von ihr allein abhing. Wenn der Spuk das Buch bekam, hatte alles seinen Sinn verloren, dann ging für das Team um John Sinclair nichts mehr.

Aber lohnte es sich, dafür das Leben einzusetzen? Auch darüber dachte Mrs. Goldwyn nach, während sie zu Boden fiel und der unheimliche Wind sie über die Steine wirbelte.

Vielleicht, denn sie hatte ihr Leben fast gelebt. Sie war schon eine alte Frau, andere waren jünger, konnten noch kämpfen, und sie bemerkte, dass der Spuk nicht mehr an seinem Platz geblieben war.

Wie eine schwarze Regenwolke, so sank er langsam dem Boden der Kirche entgegen, während die letzten Reste des Mauerwerks um ihn herum verschwanden.

Er war auch nicht mehr so groß und gewaltig, jetzt hatte er die Größe eines Menschen angenommen, und eine schattenhafte Gestalt bewegte sich auf Lady Sarah zu, die einen plötzlichen Schmerz in der Schulter spürte.

Sie verzog den Mund. Dieser Schmerz musste einen Grund gehabt haben, so weit dachte die Horror-Oma noch trotz der Gefahr, in der sie schwebte.

Und sie fand den Grund heraus. Der unnatürliche Sturm hatte sie gegen das Podest geworfen, auf dem das alte Holzkreuz stand. Wie auch der Altar hatte es den Kräften des Spuks widerstanden.

Genau das Kreuz wurde für Lady Sarah zu einem Fanal der Hoffnung.

Plötzlich sah sie eine Chance. Sie wusste selbst nicht, wie sie auf die Beine gekommen war, doch sie stand auf dem Podest.

Und im Freien. Die Mauern der Kirche waren verschwunden. Nur noch den Altar gab es und das große Kreuz, an das sie sich mit aller Kraft klammerte. Sie legte einen Arm um den Querbalken, die andere, freie Hand hielt das Buch fest.

Und so blieb sie stehen, während der Spuk Yard für Yard näher kam…

ENDE des ersten Teils